



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

2. JAHRGANG
APRIL-JUNI 1973



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
HERAUSGEBER: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3
SCHRIFTLEITUNG: Dr. Bodo Cichy · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3 · Telefon (07 11) 2 02/25 38
DRUCK: Druckhaus Robert Kohlhammer · 7022 Leinfelden (bei Stuttgart) · Kohlhammerstr. 1–15
DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG erscheint vierteljährlich und wird als Organ der Staatlichen Denkmalpflege an Interessenten unentgeltlich abgegeben. – Postverlagsort: 7000 Stuttgart. – Zuschriften und Anträgen in Sachen der Zeitschrift sind an die oben genannte Adresse der Schriftleitung zu richten. Beim Nachdruck von Text- und Bildteilen sind Quellenangabe und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung (Adresse oben) erforderlich.

INHALT

In Sachen Nachrichtenblatt	1
Bodo Cichy · Die Rettung des „Prediger“ in Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis Altes lebt aus Neuem	2
Heinrich Niester · Die Instandsetzungsarbeiten auf der Burg Zwingenberg am Neckar, Rhein-Neckar-Kreis	18
Peter Assion · Die ältere Walldürner Wallfahrtskirche und neue Funde zu ihrer Ikonographie	28
Ursula Koch · Das fränkische Gräberfeld von Berghausen, Kreis Karlsruhe	34
Gertrud Wamser · Ein römischer Gutshof bei Bad Rappenau, Kreis Heilbronn	37
Kleine Arbeitsberichte	40

Titelbild: Der zur zentralen Halle des „Prediger“ umgestaltete Kreuzgarten des ehemaligen Dominikanerklosters in Schwäbisch Gmünd. Raummantel um 1730/40 nach Plänen von Dominikus Zimmermann. Umbau 1969/1973 von W. Tiedje, Stuttgart. Restauratorarbeit 1972 von W. Hammer, Ulm.

[Zum Aufsatz: B. Cichy · Die Rettung des „Prediger“ in Schwäbisch Gmünd, S. 2 ff i. d. Heft]

In Sachen Nachrichtenblatt

Eine erfreuliche Mitteilung vorab: Das Finanzministerium hat die Anfrage des Landesdenkmalamtes, ob sich Spenden zur Förderung der Herausgabe seines Nachrichtenblattes im Sinne des § 10 b EStG. bewerten und damit steuerlich begünstigen ließen, positiv beschieden. Die Schriftleitung des Nachrichtenblattes wird also den bisherigen und allen künftigen Spendengebern Bescheinigungen ausfertigen, die beim jährlichen Lohnsteuerausgleich oder bei der Einkommensteuererklärung dem jeweils zuständigen Finanzamt zur Berücksichtigung des gespendeten Betrages als einer abzugsfähigen Sonderausgabe vorgelegt werden können.

In diesem Zusammenhang ist es dem Schriftleiter eine nun bald schon gewohnheitsmäßige, aber allemal gerne erfüllbare Pflicht, den zahlreichen Lesern zu danken, die ihre Freude am Nachrichtenblatt durch die Hergabe solcher Spenden über die (freilich ebenso willkommene) Wortkundgebung hinaus zum Ausdruck brachten und auf diese Weise geholfen haben, die Kosten für dieses mit immer noch wachsender Beliebtheit bedachte Druckwerk zu tragen.

Wie früher schon einmal gesagt, sehen die Denkmalpfleger unseres Landes in derartigem Spendenakt mehr als nur eine finanzielle Transaktion. Ihnen ist jede dieser Zuwendungen, auch die bescheidenste, der Ausweis dafür, daß die Tätigkeit der Denkmalpflege als eine wichtige, zum Nutzen nicht einzelner, sondern der Allgemeinheit zu leistende Aufgabe gewürdigt und zugleich auch eingesehen wird, wie schwer sich die Denkmalpflege beim Verfolg dieser Aufgabe tut angesichts ihrer viel zu geringen Ausstattung mit Geldmitteln.

Es bleibt zu hoffen, auch künftighin mit solcher Unterstützung rechnen zu dürfen, weshalb nachfolgend noch einmal die Konten aufgeführt seien, auf die Spenden (sofern sie nicht in Form von Schecks, Geldscheinen oder Briefmarken direkt an die Schriftleitung überstellt werden) zur Überweisung gebracht werden können:

Regierungsoberkasse Stuttgart, 7 Stuttgart 1
Konten: Postscheckamt Stuttgart Nr. 3
Girokasse Stuttgart Nr. 2020404
Württ. Bank Stuttgart Nr. 54633

Zur Vermeidung von Irrtümern muß auf dem Überweisungsvordruck als Verwendungszweck und Buchungsvermerk grundsätzlich angegeben werden:

Spende Nachrichtenblatt LDA
Kapitel 1433, Titel 28284

Schließlich ist darauf zu achten, daß die Adressenangabe des Spenders vollständig vermerkt wird, da sich sonst beim Ausstellen der Spendenbescheinigung Schwierigkeiten ergeben.

Obwohl die Konservatoren des Landesdenkmalamtes mehr als ihnen lieb und ihrer Arbeit förderlich sein kann vom Gelde, insbesondere von jenem Gelde zu reden gezwungen sind, das ihnen zum wirklich tauglichen Vollzug ihres Auftrages mangelt (vgl. dazu den Beitrag „Schri kunst, schri ...“ in Heft 1/1973 des Nachrichtenblattes), haben sie bei ihrer Tagesarbeit immer wieder erfahren, daß die Aufgeschlossenheit für die Anliegen der Denkmalpflege sich draußen nicht zuletzt durch die Wirkung des Nachrichtenblattes spürbar erweitert hat und auch die Einsicht für die Notwendigkeit einer möglichst weitgehenden Erhaltung unserer Kulturdenkmale öfter als zuvor über die beengenden Schranken von Nützlichkeits- und Rentierlichkeitsdenken hinausgewachsen ist. Das ist ein schöner, freilich noch zu steigender Erfolg, der vor allem auch die Herausgabe des zuletzt ganz im Dienste der ideellen Seite der Denkmalpflege stehenden Nachrichtenblattes rechtfertigen kann. Und um der Vermehrung dieser schließlich uns allen zugute kommenden Wirkung willen, möchte die Schriftleitung an die Leser und Freunde des Nachrichtenblattes die Bitte richten: Machen Sie diese Zeitschrift nicht zum bloßen Sammelobjekt und zum Gegenstand allein Ihrer eigenen Unterrichtung, sondern lassen Sie auch Ihre interessierten Bekannten an ihr teilhaben! Auf die Breitenwirkung kommt es an, auf die Vergrößerung des Kreises derer, die in der Denkmalpflege kein museal ausgerichtetes Lustobjekt von unrettbaren Idealisten sehen, sondern sie begreifen als eine der wenigen uns verbliebenen Möglichkeiten, Basis und Zeugnis der Kultur zu bewahren, aus der wir kommen und aus der wir – auch gegen andere Überzeugung – heute noch leben. Es darf und soll nicht dazu kommen, daß man sich erst einmal der Wurzeln entledigt, nur um feststellen zu können, dieses Wurzelwerk sei eigentlich unabdingbar notwendig zur Bewahrung zumindest des uns keineswegs voraussetzungslos zugefallenen geistigen Lebens.

B. C.

Bodo Cichy: Die Rettung des »Prediger« in Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis

Altes lebt aus Neuem

Zu den heikelsten Problemen, mit denen der Denkmalpfleger umzugehen hat, zählt die Frage, wie es gelingen könne, einem historischen Bauwerk nicht nur die körperliche Fortdauer zu sichern, sondern ihm auch seine wesentliche Eigenschaft als ein zweckhaft auf irgendeine Nutzung durch den Menschen ausgerichtetes Raumgebilde zu erhalten. Diese fast täglich neu sich stellende Frage ist dem Denkmalpfleger von peiniger Aktualität, weil sie das Fragen nach den Grenzen einer sinnvoll betriebenen Denkmalpflege in sich begreift.

Weit eindringlicher als an der Betreuung anderer Kulturdenkmale wird an der von Werken der Architektur offenbar, wie wenig sich Denkmalpflege als purer Selbstzweck genügen kann. Wollte man sie an Baudenkmalen ausschließlich der Erhaltung der überkommenen Substanz wegen, also lediglich aus einer Art von musealem Antrieb heraus praktizieren und sie nicht, und zwar von allem Anbeginn an, verbinden auch mit dem Willen, dem Erhaltenen einen tauglichen Bezug zu gewinnen auf die Gegebenheit des gegenwärtigen Lebens, dann müßte man sich rechtens den Vorwurf gefallen lassen, zwar redlich, aber lebensfremd und wenig vorsorglich zu handeln. Das hat seinen Grund darin, daß Bauwerke (anders als zum Beispiel die Schöpfungen der Malerei oder Bildnerie) selbst dann, wenn sie hohen künstlerischen Rang und Denkmalwert besitzen, nie bloße Kunst und selbstgenügsames Denkmal, sondern immer auch Gebilde sind, die auf eine Nutzung durch den Menschen zielen. Zweckgebilde also, die genutzt sein wollen, ja, um ihrer Erhaltung willen genutzt werden müssen. Und dieses obligatorische Muß bedeutet dem Denkmalpfleger, daß alles Mühen um die Erhaltung dieser Kirche oder jenes Fachwerkhauses, dieser Burg oder jenes Schlosses auf längere Sicht ins Leere geht, wenn es nicht gelingt, dem Bauwerk die ihm lebensnotwendige, irgendwie beschaffene, in jedem Falle aber unmittelbare Verbindung mit dem Menschen zu bewahren oder zurückzugeben.

Der Erfüllung dieser kardinalen Forderung (die als der Brückenschlag zwischen Vergangenheit und Gegenwart danach trachtet, die bewahrenswerten Bauwerke nicht zu einer mumifizierten Kulisse am Rande unseres Daseins werden, sondern sie in das Leben eingebunden sein und damit dessen Teil bleiben zu lassen) stehen aus mancherlei Gründen mehr oder minder erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Sie kommen zu einem Gutteil aus der Eigenschaft all dieser historischen Bauwerke, als Geschöpfe ihrer eigenen, oft lange zurückliegenden Zeit auf Bedürfnisse und Anfor-

derungen ausgerichtet gewesen zu sein, die den heutigen vielfach zwar ähnlich waren, ihnen jedoch kaum einmal noch völlig vergleichbar sind. Man braucht sich doch nur der vielfältigen Veränderungen im Bereich der häuslichen Lebensgewohnheiten und der Wohnbedürfnisse zu erinnern, um zu begreifen, daß zum Beispiel ein Wohngebäude des 16. oder 17. Jahrhunderts den diesbezüglichen Erwartungen wohl in seiner Zeit, nicht mehr aber in gleichem Maße auch heute noch volle Befriedigung schaffen konnte bzw. kann.

Dieses „Nicht mehr genügen können“ gilt vermehrt für die vielen Baulichkeiten, denen die Zwecke, die Funktionen, um derentwegen sie dereinst zu dieser oder jener Form, Gliederung und Raumbildung gebracht worden sind, größtenteils oder ganz verloren gingen: Burgen, Schlösser, Klosteranlagen, Stadtbefestigungen, Fruchtkästen, Keltern und dergleichen. Ihnen jene notwendige, die Fortdauer sichernde Symbiose von Denkmalbestand und Gegenwartserfordernis zu gewinnen, bedeutet meistens, solchen Gebäuden neue, gegenwartsbezogene Aufgaben und unter Umständen auch Funktionen zuzuteilen, die ihrer ursprünglichen Bestimmung ganz fremd sind.

Die Möglichkeiten, derlei zu erreichen, sind so gering nicht, wie es scheinen will. Das zum Appartementhaus umgestaltete Schloß, die zur Jugendherberge verwandelte Burg, der zum Gemeindesaal gewordene Fruchtkasten, der zur Gaststätte oder zum Künstlerstudio veränderte Stadttorturm oder das zum Heimatmuseum eingerichtete Fachwerkwohnhaus sind nur einige Belege für die noch viel breitere Skala solcher Möglichkeiten.

Freilich, der Erfindungsreichtum, dem hier Tür und Tor offenstehen, macht es allein nicht. Es kommt ganz entschieden auch auf das Wollen an. Und diesem legen sich häufig genug und von vielen Seiten Stolpersteine in den Weg. So vor allem jene oft unüberwindbare Einsichtslosigkeit, die in dem fest verwurzelten Rentierlichkeitsdenken unserer Zeit begründet liegt und des Profites wegen bereit ist, Sinn und Notwendigkeit der Denkmalerhaltung insgesamt zu leugnen. Was soll man sich mit dem alten Plunder herum-schlagen, der meist wertvollsten Baugrund besetzt hält und nie dazu taugt, gleichen Gewinn zu erzielen wie ein an seiner Stelle zu errichtender Neubau!

Es ist müßig, sich mit derartiger Einstellung hier weiter auseinanderzusetzen, doch bleibt einzugestehen, daß auch die Denkmalpflege auf diesem Teilgebiet ihrer Tätigkeit mit sich selbst, will heißen, mit den ihr gestellten Aufgaben erheblich ins Gedränge ge-



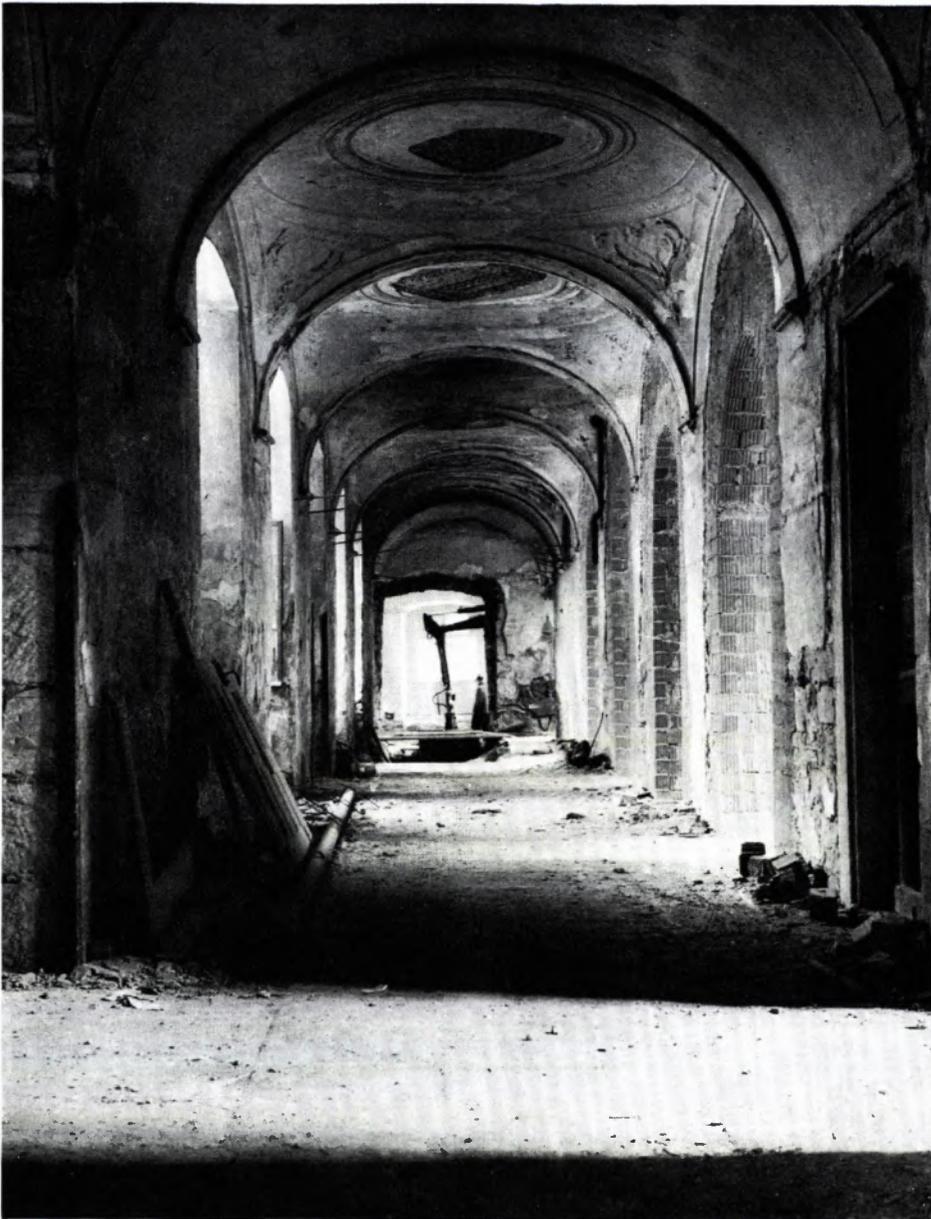
DER PREDIGER IN SCHWÄBISCH GMÜND. Das mächtige, aus Kirche und dreiflügeligem Konventsgebäude sich bildende Geviert des ehemaligen Dominikanerklosters, das hier von Süden her gesehen ist, fügt sich in den Rahmen schmaler Gassen und teilweise noch alter Fachwerkhäuser. Diese beengende Nachbarlichkeit ist kein Zufall oder nur Ergebnis späterer Entwicklung, sondern typisch für den Willen der Dominikaner, ihre Klöster nicht weltabgeschieden zu placieren. Sie siedelten sich mitten in den Städten und hier, wenn möglich, in den Armenvierteln an.

raten kann. Wo nämlich das Umdisponieren eines Baudenkmalms von seinen ursprünglichen Zwecken auf eine neue Bestimmung häufig nur unter Inkaufnahme mehr oder minder umfänglicher Umbaumaßnahmen und damit von Verlusten an historischer Bausubstanz möglich wird, sieht sich der Denkmalpfleger gezwungen, danach zu fragen, wie weit er seine zuletzt doch auf die möglichst weitgehende, wenn nicht völlige Erhaltung eines historischen Baudenkmalms zu richtenden Absichten zurückstecken müsse und könne, um auf der einen Seite an seiner bewahrenden Sorgspflicht nicht allzu sehr vorbeizugehen und um andererseits die anzustrebende Neubelebung des Baudenkmalms nicht von vorneherein zu verunmöglichen.

Es versteht sich aus der Natur der Sache und wird durch alle Erfahrung bestätigt, daß der Denkmalpfleger immer zuerst die Geschicke seiner Pfleglinge und die Sicherung ihres Bestandes im Auge behalten wird. Aber überall dort, wo die Erhaltung eines Bauwerks nur durch unabweisbare Opfer zu erreichen ist, wird er sich auch dazu bereitfinden, in einen seinen idealen Zielen mehr oder minder abträglichen Kompromiß einzutreten. Das Bewußtsein, damit das Ergebnis seines denkmalpflegerischen Tuns zwar zu relativieren,

zugleich aber einen doppelseitigen, nämlich für die Erhaltung des Überkommenen auf längere Sicht ebenso wie für dessen Einbindung in das gegenwärtige Leben nützlichen Gewinn zu erreichen, machen ihm derartige Kompromisse leichter.

Die Chronik der Denkmalpflege unseres Landes weiß insbesondere aus der Nachkriegszeit viele Beispiele zu berichten, die allesamt und gleichgültig, ob sie nun in ihrem Ergebnis besser oder schlechter gelungen und mehr oder minder stark zu Lasten des erhaltungswürdigen Denkmalbestandes gegangen sind, Zeugnis dafür ablegen, daß das Alte den fraglos besten Garanten für ein Überdauern in der lebensnahen Verbindung mit dem Neuen, dem Heute und seinen Bedürfnissen hat. Kaum eines dieser Beispiele aber kann sich, was den Umfang der Aufgabe, die Schwierigkeiten bei der Gewinnung einer sinnvoll-brauchbaren Synthese von Vorhandenem und neuer Funktion oder die Überzeugungskraft des schließlich Erreichten angeht, messen mit dem zwischen 1969 und 1973 durchgeführten Großunternehmen zur Rettung des „Prediger“, eines als weitläufiger, vierflügeliger Gebäudekomplex angelegten ehemaligen Dominikanerklosters im Herzen von Schwäbisch Gmünd. (Abb. oben)



DER KREUZGANG IM PREDIGER. Obwohl die Hand der Bauleute hier teilweise schon tätig war, zeigt unser Bild recht eindrucksvoll den jammervollen Zustand, der den Prediger in fast allen seinen Teilen am Beginn der Erneuerungsarbeiten (1969) auszeichnete. Putz und Stuck waren zerrissen, verdreckt, die dezenten Farben in den Gewölben lieblos überstrichen. Untergangsstimmung überall, die das anfängliche Zweifeln an der Erhaltungsabsicht und ihrem kostspieligen Erfolg begreifbar macht.

Als man im Frühjahr 1969 an die Sanierung und den Umbau der damals in erbarmungswürdig desolatem Zustand dahinsiechenden Klosterbaulichkeiten ging, hatten diese selbst und auch das Ringen um Sinn oder Unsinn ihrer Erhaltung eine lange, wechselvolle Geschichte hinter sich. Von beidem sei im folgenden kurz berichtet.

Im ausgehenden 13. Jahrhundert hatten sich Mönche des Dominikanerordens, die wohl von Esslingen herkamen, in unmittelbarer Nachbarschaft der damals bereits altehrwürdigen und heute weithin berühmten spätromanischen Johanniskirche (um 1210) ein sicher bescheidenes Klostergebäude zur Bleibe errichtet. Von ihm, das 1294 zum erstenmal beurkundet wird, ist nichts auf uns gekommen, es sei denn, Teile des

Mauermantels der im 18. Jahrhundert barock umgestalteten, im wesentlichen aber gotischen Klosterkirche (einschiffiger Saalbau mit polygonal geschlossenem Langchor – vgl. Abb. S. 3 und 15) stammten noch vom Gründungsbau und nicht von dem 1483 beendigten Umbau dieses Kirchengebäudes her. Von den mittelalterlichen Konventsgebäuden, die sich nach Norden an das Gotteshaus anschlossen und mit diesem zusammen in der üblichen Weise ein vierflügelig um einen innenliegenden Kreuzgarten sich gruppierendes Ensemble bildeten, ist jede Spur verloren.

An ihre Stelle trat eingangs der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts der heute noch in seinen wesentlichen Teilen erhaltene, stattlich dimensionierte Konventsbau. Ihn zu planen, hatten die Gmünder Domi-



DER KREUZGANG IM PREDIGER. Wiederhergestellt, lassen die schlichte, aber noble Architektur und der mit vergleichsweise sparsamen Einsatz von Stuckornamenten und Farben bereicherte Ablauf der Gewölbe eine festlich-heitere Stimmung aufkommen, die das Vorher (vgl. nebenstehendes Bild) völlig vergessen macht. Man achte darauf, daß die Zurückhaltung in der Zier nicht Einfallslosigkeit bedeutete: Die stukkieren Rankenjütlungen in den Gewölbezwickeln folgen Joch für Joch einem anderen Entwurf.

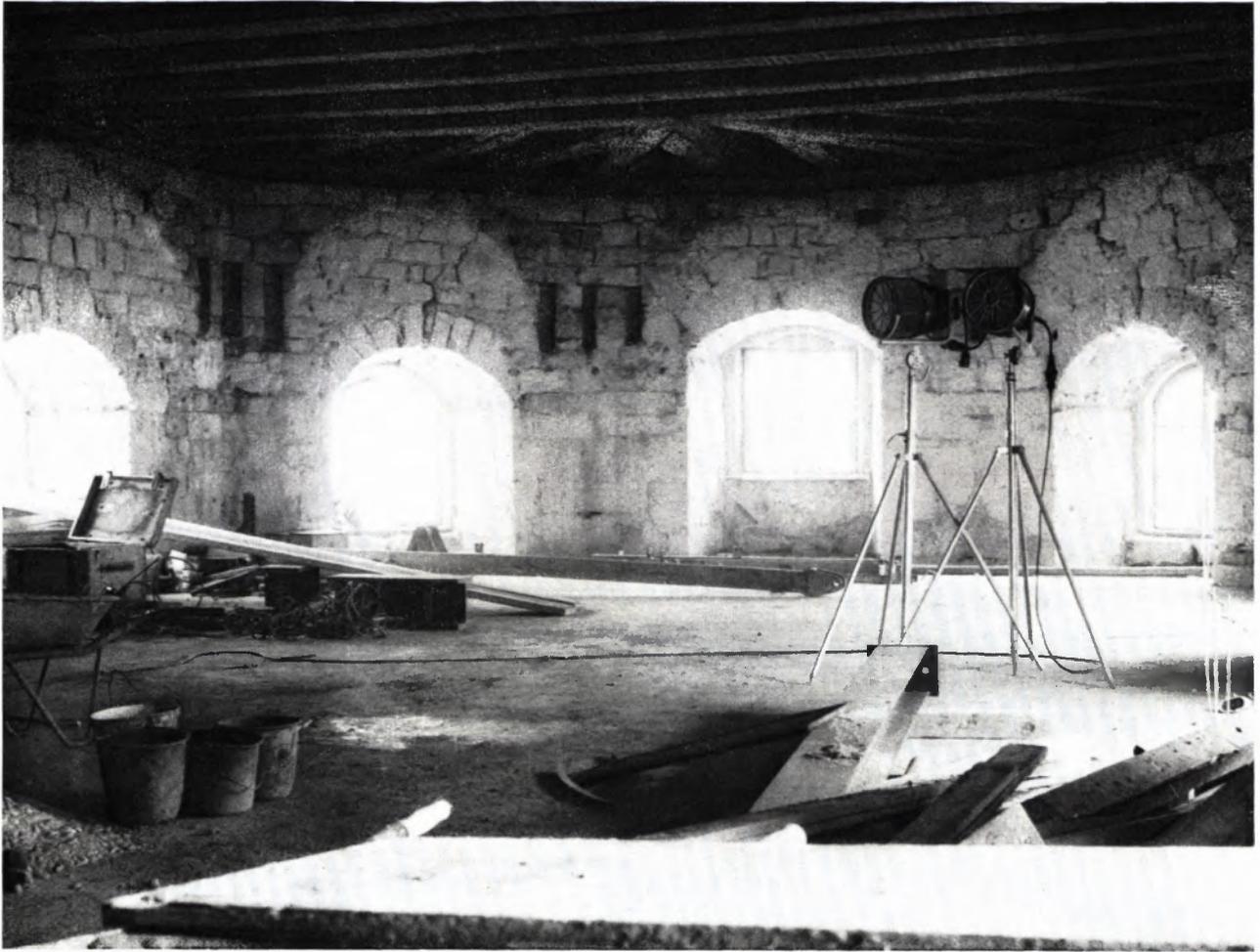
nikaner keinen Geringeren berufen als den auch schon zu seiner Zeit hoch angesehenen und vielbeschäftigten Dominikus Zimmermann (Erbauer der Dorfkirche von Steinhausen, der Wallfahrtskirche in der Wies u. a.). Er lieferte ein Modell für die von ihm konzipierte Gesamtanlage und soll, was allerdings nicht mit hinreichender Sicherheit bezeugt ist, bis 1724 den westlichen Flügel des Neubaus selbst noch hochgeführt haben. Sein Einfluß jedenfalls ist hier wie auch in den anderen Flügeln des Konvents unverkennbar, vor allem in den leider größtenteils verlorenen Stukkaturen des Kreuzgangs (Abb. oben) und der über diesem zweigeschossig angeordneten galerieartigen Umgänge, insbesondere aber in dem reich und kostbar an Wänden und Decke stukkieren ehemaligen Refek-

torium, das, grausam zugerichtet, bei der jetzigen Erneuerung seinen alten Glanz wieder zurückgewonnen hat (Abb. S. 6).

Was und wieviel von den Konventsgebäuden auch immer unter der Leitung des Dominikus Zimmermann selbst entstanden sein mag, es bleibt jedenfalls zu vermuten, daß der Gmünder Stadtbaumeister Johann Michael Keller zu großen Teilen hier bereits mit von der Partie war, wie ihm denn auch die zwischen 1762 und 1764 ausgeführte, den Neubau bzw. die Neugestaltung des Klosters abschließende Barockisierung von dessen gotischer Kirche überantwortet wurde. Bei dieser blieben die Mantelmauern des Altbaues zwar erhalten, aber die alten Fensteröffnungen (sie haben sich in ihrer schmal gestreckten, spitzbogig geschlossenen



DAS REFEKTORIUM IM PRE-DIGER. Die Arbeiten, diesen, was die schmückende Ausstattung mit Stuckwerk angeht, reichsten Raum des Prediger wiederherzustellen, sind derzeit noch im Gang (Abb. oben). Das Zustandsfoto, das die Südostecke des Refektoriums vor Beginn der Arbeiten zeigt (Abb. links), läßt zwar die größten Schäden erkennen, macht aber den vollen Umfang dessen, was Unverstand und Willkür hier an Zerstörung sich leisteten, nicht entfernt deutlich. Insbesondere der Deckenbereich (für den ein jetzt verlorenes Gemälde vermutet werden darf) und das zartgliedrige Stab- und Rankenwerk auf den Wänden waren barbarisch malträtirt, und das, was an Stukkatur noch erhalten, durch dutzendfache Ubertünchung zu einem teigigen Knetwerk verbildet. Es bereitet unendliche Mühe, den ganzen Reichtum an ornamentalen und figuralen Formen zurückzugewinnen und ihm auch wieder die Gesellschaft der dezent eingesetzten Farben zu verschaffen.



ÜBERBLEIBSEL DER GOTISCHEN KLOSTERKIRCHE. Unter dem Putz barocker Zeit ließen sich schlüssige Belege dafür finden, daß das aufgehende Mauerwerk der heutigen Kirche größtenteils gotischer Herkunft ist. Die schmalen, vermauerten Spitzbogenfenster in den Schiffswänden (Abb. rechts) oder die an der Steinverfärbung deutlich ablesbaren Nahtstellen zwischen Mauerwerk und den bei der Barockisierung von 1762/64 entfernten Gewölben im polygonalen Chorhaupt (Abb. oben) reden insoweit eine deutliche Sprache.

Form und mit ihren schlicht profilierten Werksteingewänden beim jetzigen Umbau unter dem Putz noch nachweisen lassen, (Abb. rechts) mußten größeren, den heutigen weichen (vgl. Abb. S. 9). Die Rippengewölbe im Chor fielen ebenso wie ihre äußeren Widerlager, die Strebepfeiler, die Hochwände von Schiff und Chor wurden aufgestockt und die bislang einheitliche, unter gemeinsamem First von West nach Ost durchlaufende Verdachung des Bauwerks zugunsten einer reicher differenzierten, für Schiff und Chor jeweils eigenständigen und durch eine hohe Giebelwand voneinander geschiedenen Dachkonstruktion aufgegeben (vgl. Abb. S. 15). Auch die Eingangsseite erfuhr eine barocke Neugestaltung (Abb. S. 9), die sich allerdings, was ihre formale Durchbildung angeht, einer auffälligen, im übrigen auch für die plastische äußere Gestaltung der Konventsbauten bezeichnenden und im Barock eher ungewöhnlichen Kargheit befleißigt.





DIE WESTLICHE INNENWAND DER KLOSTERKIRCHE. Nach der Umwandlung des Prediger in eine Kaserne (nach 1804) hatte der große, ungeteilte Saalraum der Klosterkirche herzuhalten als zusätzliche Unterkunft für das einliegende Militär. Dabei ging man ziemlich rigoros zu Werk, zog in Schiff und Chor in drei Ebenen durchgehende Zwischendecken ein, zerteilte die hohen barocken Fenster (vgl. Abb. nebenstehende Seite) entsprechend und räumte mit der Barockausstattung des Kirchenraumes, so etwa mit den Deckenmalereien des Johann Anwander, restlos auf. Unser Bild zeigt das groteske Gerippe, als das sich der Mauermantel des Kirchenraumes nach der Entfernung dieser Zwischendecken darbot.

Obwohl der Historiker, und nicht nur er, die solchermaßen entstandenen Verluste beklagen wird, für das Vorhaben, den Prediger jetzt zu einem Kulturzentrum umzuwandeln, bot, was wir als barbarisches Handeln bedauern, manchen Vorteil: Dem Umbau der Kirche zu mehreren Sälen, darunter dem großen Konzertsaal (vgl. Abb. S. 16), standen, sieht man einmal von der Durchfensterung ab, keine denkmalpflegerisch begründeten Schwierigkeiten im Wege.

Mag sein, daß die Dominikaner sich insoweit, sozusagen nach außen hin, bewußt einer Bescheidenheit verpflichten wollten, die ihrem Herkommen von einem der mittelalterlichen Bettelorden und dem für diesen kardinalen Gebot eines gottgefälligen Lebens in Armut mehr angemessen war als der dem Barock sonst eigene bombastische Aufwand in der Ausgestaltung von Baulichkeiten. Im Inneren jedoch scheinen sich die mönchischen Bauherren mehr auch zu den Freuden einer reichen künstlerischen Ausstattung bekannt zu haben. Wie ihr Refektorium (Abb. S. 6) jedem Fürstensitz zur Ehre gereicht hätte, so muß auch ihre Kirche mit großer Kostbarkeit ausgestattet gewesen sein. Allerdings hat sich davon kaum etwas bis in unsere Tage herübergerettet und wird zum Beispiel der freskale Deckenschmuck des Johann Anwander nur noch durch einen Entwurf zur Ausmalung der Chorgewölbe mit Szenen aus dem Leben des heiligen Dominikus, des Ordensgründers, dokumentiert.

Daß der stattliche Klosterkomplex seiner vielen Kostbarkeiten fast restlos verlustig gehen und sich in unsere Zeit durchretten konnte nur als ein praktisch bis auf die Knochen ausgebeinteter, wenig hoffnungsträchtiger Torso, das ist das traurige Verdienst seiner Ge-

schicke seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. 1802 hatte sich der Dominikanerkonvent aufgelöst, und kurz darauf übernahm das Land Württemberg die verwaisten Klosterbauten in seinen Besitz, um ihnen 1804 durch einen schmerzliche Lücken schlagenden Umbau zur Kaserne einen neuen, der historischen Bausubstanz wie ihrer künstlerischen Ausgestaltung und Ausstattung wenig zuträglichen Verwendungszweck zu geben. Die wertvollen Einrichtungsgegenstände wurden, für den militärischen Gebrauch untauglich, verschleudert, der Kreuzgarten zum gepflasterten Geviert verwandelt und der zur Johanniskirche hin gelegene Klostergarten zusammen mit deren altem Friedhof zum Exerzierplatz eingeebnet. Für 1821 ist der Einbau von Pferdestallungen und einer Dunglege berichtet, und 1860 mußte sich die Kirche den Einzug mehrere Zwischendecken zur Gewinnung weiterer Mannschaftsunterkünfte gefallen lassen (Abb. oben). Was dabei von der alten Ausstukkierung und Malerei noch nicht zerschlagen wurde, kam zwischen 1890 und 1904 zur Zerstörung.

Der unheilvolle „Militärdienst“ des nunmehr mit dem Namen „Alte Kaserne“ apostrophierten Dominikaner-

DAS ÄUSSERE DER KLOSTERKIRCHE NACH DER RENOVIERUNG. Schiff und Chor der Klosterkirche haben bei der Erneuerung ihr ursprüngliches Aussehen weitgehend zurückgewonnen, wenschon unter Inkaufnahme einiger Veränderungen. Wo die vordem schön zerteilten hohen Barockfenster (vgl. Abb. links) ihre alte Form und auch ihre reich profilierten Gewände wieder zugeschrieben bekamen, mußte sich die Sockelzone mit Rücksicht auf die ungewöhnlich beengten Verkehrsverhältnisse die Umwandlung in eine laubenartige Fußgängerpassage gefallen lassen. Auch die Westfassade ließ sich nicht mehr zu ihrer ursprünglichen Gestalt, nämlich zum offenliegenden Quaderbau zurückführen. Zu sehr waren ihre Steine an der Schaufläche verwittert, als daß sie anders denn mit einem unvertretbar hohen Geldaufwand hätte erneuert werden können. Deshalb wurde sie wie die anderen Außenwände des Kirchengebäudes unter Putz gelegt und mit einem den Baukörper insgesamt zusammenschließenden rötlichen Anstrich mit weißer Kantenbetonung versehen.



klosters endete mit dem Ausgang des 1. Weltkrieges. 1919 ging der Gebäudekomplex ins Eigentum der Stadt über und wurde mit seinem großen Raumangebot zum Sammelbecken für allerlei Zwecke, die man anderweitig nicht unterzubringen vermochte: 30 Notwohnungen für Flüchtlinge aus Elsaß-Lothringen wurden eingebaut, die Israeliten richteten sich einen Bet-saal ein, die Lebensmittel- und Milchverteilungsstellen fanden Unterkunft, das Arbeitsamt und manches andere auch, insgesamt ein recht zufälliges Sammelsurium, das in seiner geringen Gemeinsamkeit wenig dazu taugte, dem Verfall der Anlage entgegenzuwirken.

Dieser Zustand änderte sich bis 1945 wenig, wengleich sich hier nun gelegentlich auch kulturelle Einrichtungen, Männergesangverein, Kunstverein, Laienspielschar u. a., einnisteten und (Tür an Tür mit der Kreisleitung und zahlreichen NS-Dienststellen) etwas von dem Geist in das alte Gemäuer hineintrugen, aus dem ihm später wirkliche Erneuerung kommen sollte. Zunächst jedoch wiesen seine Geschehisse im Gefolge des letzten Krieges eher in entgegengesetzte Richtung: Wieder mußten zur Unterbringung von Heimatver-

triebenen Notwohnungen eingerichtet werden, die sich dann mehr und mehr zu Refugien sozial benachteiligter Menschen wandelten und den ganzen Komplex, der den suspekt gewordenen Namen „Alte Kaserne“ 1948 gegen die Bezeichnung „Prediger“ (Erinnerung an die als Prediger bezeichneten Dominikaner) eingetauscht hatte, schließlich zu einem lieber gemiedenen Ort von trübseligem, Untergang verkündenden Aussehen werden ließen (Abb. S. 14).

Daß es zu diesem Untergang nicht gekommen ist, darf den Gmünder Bürgern, ihrem Gemeinderat und den Oberbürgermeistern Scheffold (+) und Dr. Schoch verdankt und hoch angerechnet werden. Nicht, daß sich die von Walter Klein 1948 zuerst mit Nachdruck aufgestellte Forderung, den Prediger zu erhalten, zu restaurieren und ihn zu einem „Haus der Kultur“ werden zu lassen, sofort allgemeiner Zustimmung hätte erfreuen können. Das Für und Wider erregte die Gemüter, löste leidenschaftliche Diskussionen aus, die der Verwirklichung der vom Gemeinderat mit einem auf den Umbau des Prediger zu einem Kulturzentrum zielenden Architektenwettbewerb (1950) erklärten Erhaltungsabsicht überaus hinderlich waren und so

„zeitnahe“ Gedanken ernsthaft ins Gespräch kommen ließen wie den Abriß des Klosters zugunsten eines Warenhauses.

Erst 1965, als der Gemeinderat allen Widerständen zum Trotz die Erhaltung des Prediger als eines das Bild der Stadt an hervorragender Stelle besonders prägenden Baudenkmal beschloß, war dem Hin und Her ein Ende gesetzt. Der Stuttgarter Architekt Professor Wilhelm Tiedje, der den Wettbewerb von 1950 gewonnen hatte, wurde mit den erforderlichen Vorarbeiten, der Erstellung von Planungen und Kostenschätzungen beauftragt. Und nun kamen die Dinge in Fluß, auch wenn es Umfang und Schwierigkeit der architektonischen und denkmalpflegerischen Aufgabe und die heikle Problematik der Finanzierung des Millionenunternehmens verhinderten, den Bau vor dem Frühjahr 1969 in Gang zu bringen.

Die Probleme, die sich Tiedje und seinen Mitarbeitern am Prediger in planerischer und bautechnischer Hinsicht stellten, waren nicht gering. Allein schon das Verlangen des Bauherren, eine ganze Fülle von Räumlichkeiten mit recht verschiedenartiger Funktion (Museumsräume, Vortrags- und Sitzungssäle, einen großen Festsaal, Bücherei- und Lesezimmer u. a.) in das vorhandene Raumangebot einzubringen oder sie dort, wo es nicht anders möglich, durch zweckdienliche Umgestaltung neu zu schaffen, mußte dem im Umgang mit Baudenkmalen erfahrenen Architekten Mühe bereiten. Galt es für ihn doch, immer wieder und in praktisch jedem Winkel des weitläufigen Komplexes die Entscheidung für oder gegen die Erhaltung historischer Bausubstanz und Raumausstattung zu finden – und sich dazu noch des Einverständnisses der Denkmalpflege zu versichern (das freilich angesichts der überzeugenden Gestaltungsabsichten und des erzielbaren Gewinnes, nämlich der Erhaltung der wesentlichen Teile des Baudenkmal und seiner Sicherheit schaffenden Einbindung in das Leben, größtenteils einfach zu erreichen war).

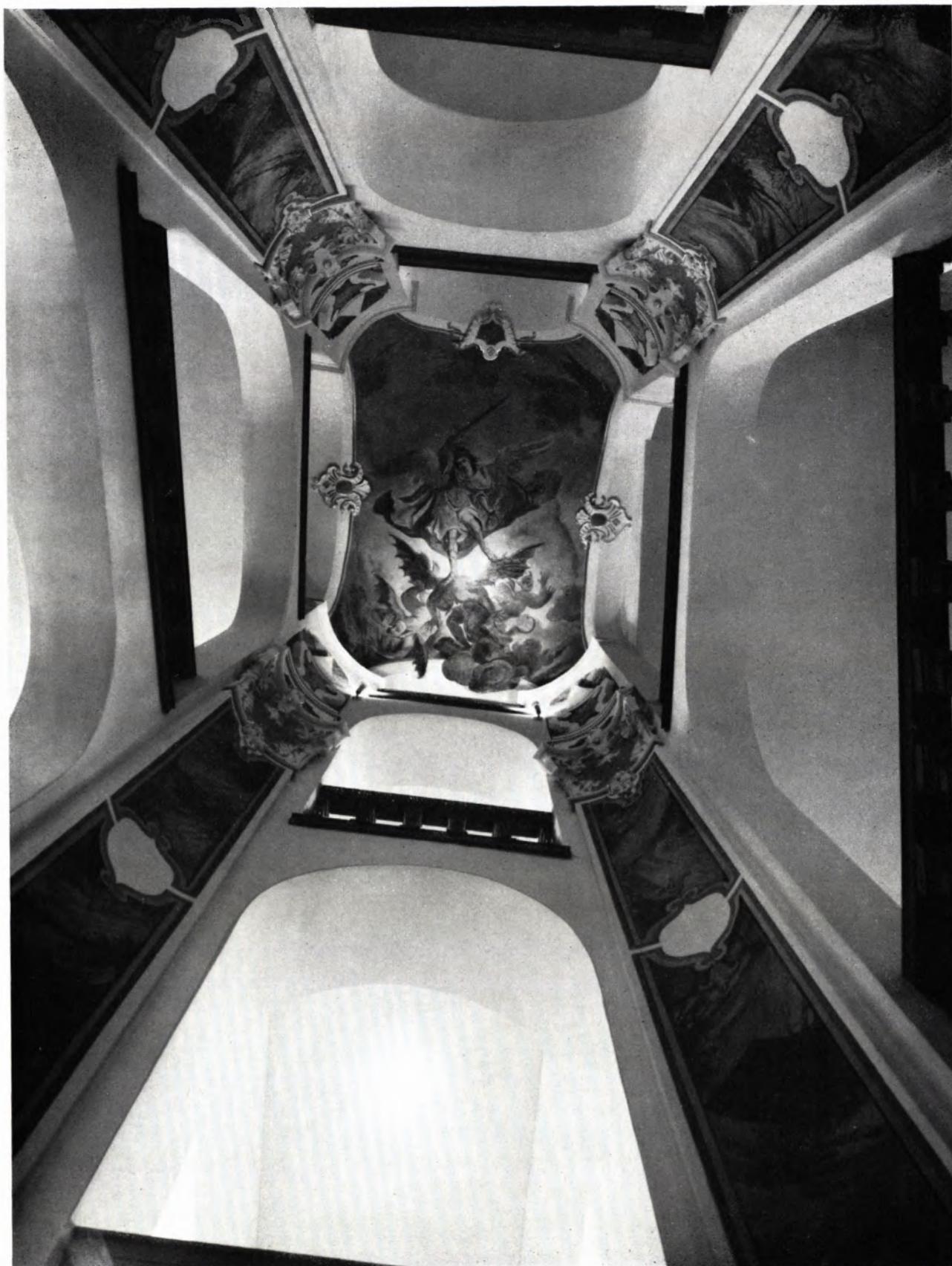
Insbesondere dem Laien wird es nützlich sein, vom Architekten selbst die – übrigens bei allen solchen Umbauten gültigen – Schwierigkeiten schon bei der Planung zu erfahren: „Der Planungsvorgang unterscheidet sich bei einem Umbau wesentlich von dem eines Neubaus. Während der Architekt die Planung eines Neubaus aus einem präzisen Programm entwickelt und dabei die Baukörper und die Räume, d. h. die sichtbare Architektur, schöpferisch gestaltet, ist bei einem Umbau die Architektur gegeben, mit Baukörper wie in den Innenräumen. Das Programm kann daher in seinen Einzelheiten erst während der Planung durch immer neue Untersuchungen entwickelt werden. Das ist ein mühsames und zeitraubendes Spiel der Möglichkeiten, das der freien Fantasie des Architekten nur geringen Spielraum läßt, bei glücklicher Konstellation der Umstände aber zu einer optimalen Lösung führen kann.“¹⁾

Solche Konstellation war beim Prediger fraglos gegeben, und sie hatte ihre ebenso fraglos beste Voraussetzung in dem Architekten Tiedje selbst. Zum einem in seinem aus langer Erfahrung gewonnenen Gespür dafür, was einer historischen Bausubstanz an Abstrichen und an Zutaten zumutbar ist, zum anderen aber auch in seinem gestalterischen Können und insbesondere in seinem (freilich aus eben diesem Können sich rechtfertigenden) Mut, Alt und Neu als jeweils eingerechte Elemente in ein partnerschaftliches Verhältnis zu bringen. „Wir haben diesen Grundsatz, das Neue gleichberechtigt neben das Alte zu setzen, in allen Räumen des Hauses folgerichtig durchgeführt. Ich sehe in diesem Nebeneinander verschiedener Stilelemente keinen Stilbruch, sondern den berechtigten Versuch, eine lebendige Synthese zwischen den historischen Ausdrucksmitteln und denen unserer Zeit zu finden“, bekundet Tiedje für sein Tun. Und der ihn dabei auf einer ganzen Strecke begleitende Denkmalpfleger möchte diesem Bekenntnis die nur anscheinend „antidenkmalpflegerische“ Anmerkung zugeben, daß solche Auffassung gar nicht so revolutionär ist, wie es scheinen möchte. Die Gotik hat die Romanik aus genau der gleichen Überzeugung für das Eigene durch Zugaben in den ihr gemäßen Formen abgewandelt, die Renaissance die Gotik usw., ohne daß wir heute die Legitimität derartigen Handelns ernsthaft in Zweifel zu ziehen bereit wären. Erst für das, was wir in unserer eigenen Zeit hervorbringen, sind wir (und leider vor allem die Architekten selbst) pauschal geneigt, insoweit Unzulässigkeit zu behaupten. Der Prediger und manches andere Baudenkmal, das eine ähnliche Verbindung mit den Gestaltungsmöglichkeiten unserer Tage eingegangen ist, beweisen die Haltlosigkeit dieser Einstellung. Sie machen aber auch deutlich, was die Voraussetzung für das Gelingen einer solchen Verbindung ist: Das Neue muß in sich selber ehrlich sein und eine überzeugende, die Partnerschaft mit dem Alten nicht ausschlagende gestalterische Qualität besitzen!

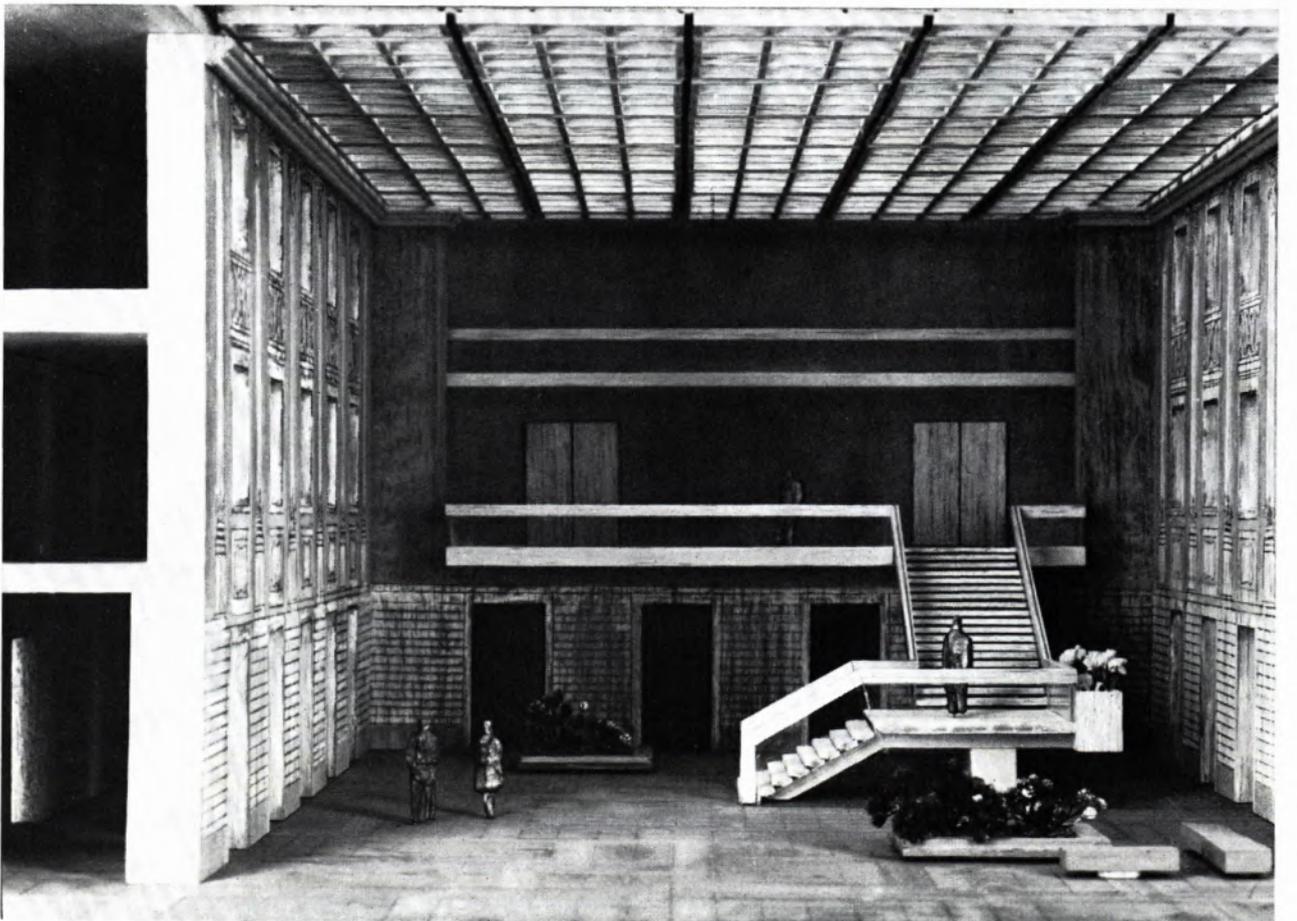
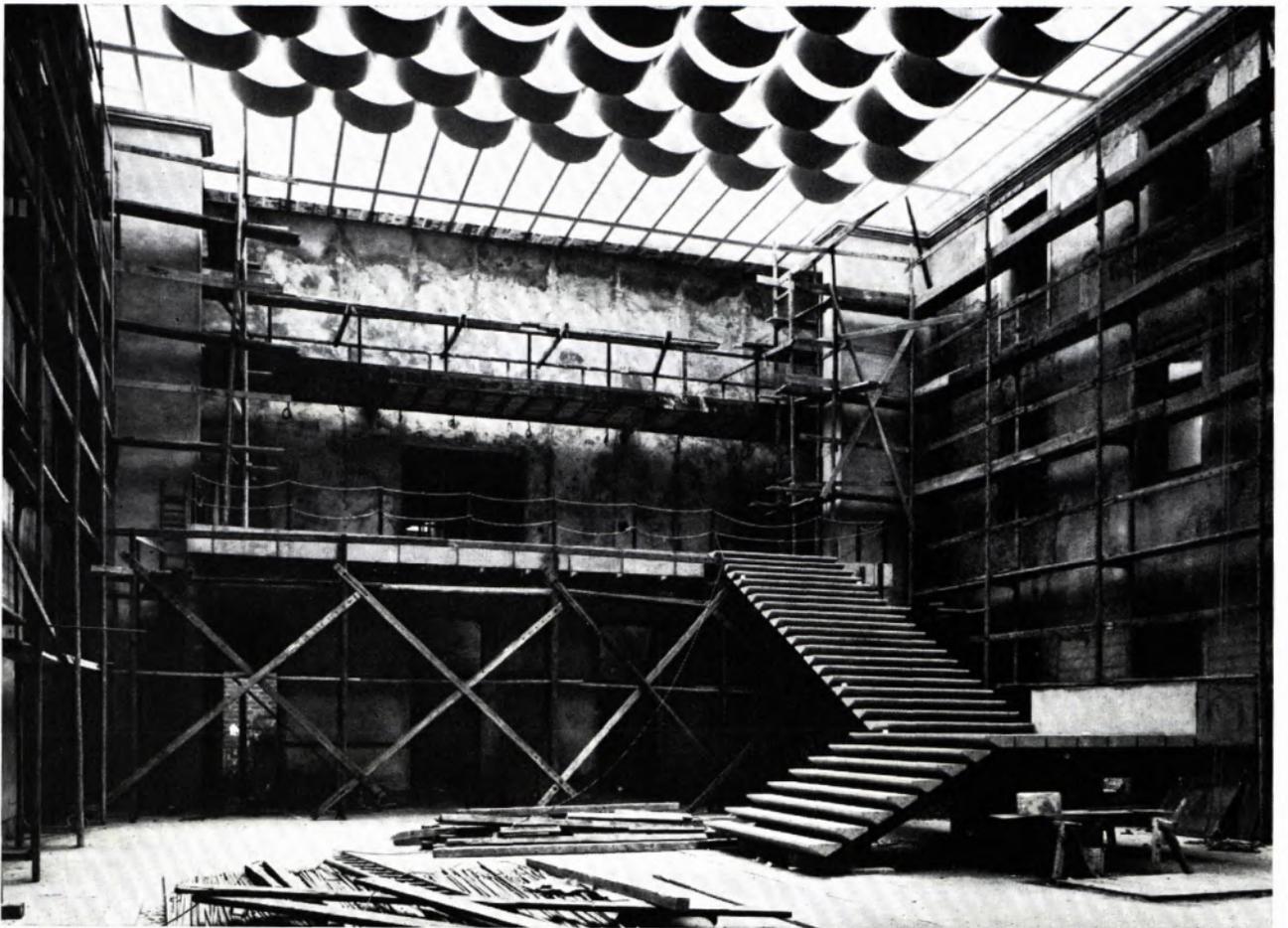
Es bleibt hier kein Raum, das Werk der Umgestaltung des Prediger in den Einzelheiten zu würdigen. Dazu mögen die Abbildungen auf den Seiten 11 bis 17 und die ihnen beigegebenen Beschreibungen dienen. Aber es darf abschließend festgestellt werden, daß der am 23. März 1973 seiner neuen Bestimmung übergebene Prediger schon jetzt jener ihm zgedachten Aufgabe vollauf gerecht wird, einerseits der lebendige Mittelpunkt des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens von Schwäbisch Gmünd, andererseits aber ein kraftvolles Bindeglied zwischen dem Heute und dem Gestern zu sein.

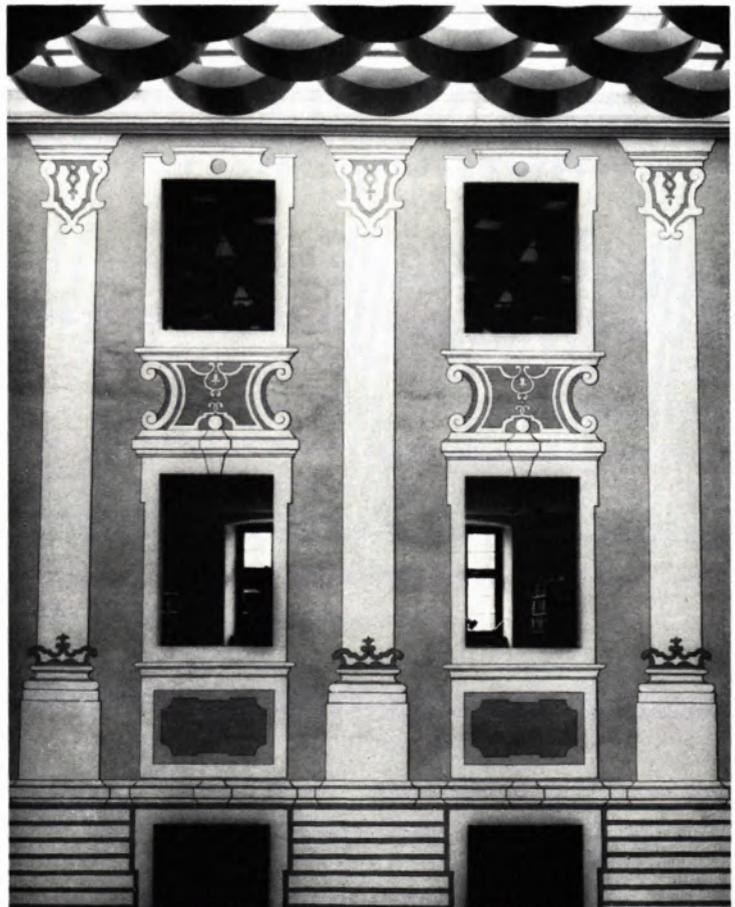
¹⁾ Dieses und alle folgenden Zitate wurden dem Aufsatz „Verborgene Schönheit ans Licht gebracht“ von Prof. W. Tiedje im Sonderdruck der Rems-Zeitung zur Einweihung des Prediger am 23. März 1973 entnommen.

ZUM AUTOR: Bodo Cichy, Dr. phil. und Oberkonservator, ist Leiter der Abteilung I (Bau- und Kunstdenkmalpflege) des LDA und zugleich für die spezielle Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart tätig.



TREPPENHAUS IM OSTFLÜGEL DES PREDIGER. Als einer der wenigen Bauteile, die sich ihren originalen Bestand über alle Widrigkeiten hinweg weitgehend erhalten konnten, tut das kleine barocke Treppenhaus heute noch seinen altgewohnten Dienst: es verbindet die drei Hauptgeschosse des Ostflügels. Dabei umlaufen die in alter Form wiederhergestellten breiten Holztreppläufe den auf unserem Bild gezeigten, baldachinartig gebildeten Treppenhauskern. Dessen flach gewölbter Deckenschluß mit der Darstellung des Hl. Michael, der den Teufelsdrachen bezwingt, ruht auf vier konkav sich rundenden Pilastern mit starkfarbiger Marmorierung und stukkierten Kapitellen. Kräftige Handläufe über reich profilierten Holzbalustern schaffen Trennung gegen den eigentlichen Treppenraum und bereichern das reizvolle Ensemble.





DIE ZENTRALE HALLE DES PREDIGER. *Die fraglos kühnste und auch im Ergebnis am meisten überzeugende Idee des Architekten Tiedje war, den ehemaligen Kreuzgarten des Klosters aus einem Freiraum zu einem, und zwar zu dem zentralen Innenraum des ganzen Gebäudekomplexes zu verwandeln. Über viele Versuche und Modellstudien (Abb. links unten) wurde der Gedanke entwickelt, den alten Hofraum unter weitgehender Wahrung seiner historischen Ummantelung und der auf Dominikus Zimmermann zurückzuführenden Architekturmalerei (Abb. rechts) durch eine lichtdurchlässige, leicht und befreiend wirkende Überdeckung aus Glas nach oben hin zu schließen. Das Ergebnis (vgl. Titelbild und Abb. oben) ist ein Raum, dessen Wirkung sich kaum beschreiben läßt, der erlebt sein will. Die wie eine Wolke unter dem Glasbeschluß schwebenden Schallschluckkörper, die kraftvoll eigenwillige Treppe, die der Halle die Eigenschaft mitteilt, bei allem Eigenwert die Vermittlung zu den in den Obergeschossen liegenden Räumlichkeiten zu sein, und die barocke Architektur mit ihrer Malerei, das alles ist unter Wahrung des jeweiligen Eigenwertes gekonnt aufeinander abgestimmt und auf die vielschichtige Funktion dieses Raumes bezogen.*





DER PREDIGER. Auf drei Seiten von engen Gassenräumen und von Häuserzeilen umzingelt, gewinnt der weitläufige Klosterkomplex nur nach Osten, zum sogenannten Johannisplatz hin eine Freiheit, die seine Dimensionen und, freilich erst nach der Erneuerung, auch seine Schönheit erlebbar macht. Was die Arbeiten der Jahre 1969 bis 1973 insoweit an Gewinn eintrugen, wird ohne alle Worte im Vergleich der Abbildungen links oben und auf dieser Seite oben ersichtlich. Nicht zum geringsten Teil ist für die wiedergewonnene, bei aller Schlichtheit in der baulichen Durchgliederung überzeugend wirksame Noblesse verantwortlich jene Architekturmalerei, welche die Flügel der ehemaligen Konventsgebäude allseitig schmückt. Vordem unter einem trübselig braun eingetönten Putzbewurf verborgen (Abb. links oben), gibt sie das Erdgeschoß als einen Sockel in Schichtenquaderung, über dem kolossale Pilaster die Fensterachsen rahmen und als eine dichte Reihung vertikaler Elemente einen wohlthuenden Ausgleich schaffen zur horizontalen Lagerung der Baukörper (Abb. rechts). Diese Malerei zu erhalten, war ebenso eine Forderung der Denkmalpflege wie die Beibehaltung der alten Form für die fast durchweg neu aufzuführenden Dächer (Abb. links unten).







DIE NEUEN AUFGABEN DES PREDIGER. *Der Aufgabe, die dem Prediger als dem Kulturzentrum der Stadt Schwäbisch Gmünd zugewiesen ist, nämlich Mittelpunkt des kulturellen und auch des gesellschaftlichen Lebens zu sein, dient neben der großen Zentralhalle (vgl. Abb. S. 13) vor allem der in das Schiff der ehemaligen Klosterkirche eingefügte Festsaal (Abb. links). Er verbindet sich mit einem auf gleicher Ebene in den alten Chor eingegliederten kleineren Vortragssaal.*

Die Räume für museale Ausstellungszwecke wurden im Dachraum untergebracht (Abb. oben), wo die Kunstschätze der Stadt keineswegs eine abseitige, bühenkammerartige Bleibe, sondern ein durch geschickte Aufgliederung und Ausleuchtung überzeugendes und Anreiz schaffendes Domizil fanden.

Für die Bücherei ließen sich (freilich unter Preisgabe historischer Substanz) Räumlichkeiten schaffen, die allen gegenwärtigen Ansprüchen genügen (Abb. rechts) und die Berechtigung der Übersiedlung solcher Einrichtungen in den Prediger durch eine erhebliche Zunahme des Buchleihverkehrs schon jetzt recht deutlich beweisen.





Heinrich Niester: Die Instandsetzungsarbeiten auf der Burg Zwingenberg am Neckar, Rhein-Neckar-Kreis

Seit geraumer Zeit ist im Kreise der Denkmalpfleger die Farbe in ihrer Bedeutung als gestalterisches Medium für Architektur und Plastik vergangener Jahrhunderte wiedererkannt worden. Diese Einsicht, die sich bei einigen historisch interessierten Architekten bereits im vorigen Jahrhundert eingestellt hatte, ohne allgemein in ihrem wahren Gewicht anerkannt zu werden, führte in zunehmenden Maße dazu, daß der Farbe bei der restaurativen Behandlung vor allem auch von Bauwerken immer mehr die ihr gebührende Rolle eingeräumt wurde. Der leidige Umstand aber, daß von der originalen Fassung unserer Kunstdenkmale aus mancherlei Gründen, nicht zuletzt wegen der Farbblindheit mehrerer Generationen, so viel verloren ging, läßt heute manche Restaurierungsarbeit zu einem schwierigen Problem werden. Um so froher muß man sein, wenn bei einem solchen Vorhaben genügend dokumentarische Belege, insbesondere in Form von Befunden an den Denkmalen selbst, an die Hand gegeben sind, den Weg des restaurativen Vorgehens zu weisen. Was mit Hilfe solcher Fingerzeige erreicht werden kann, versetzt nach erfolgter Arbeit durch den Restaurator nicht nur den Laien, sondern oft genug auch den Fachmann in höchstes Erstaunen. Was man zuvor nicht bemerkt oder oft auch als unwesentlich für das Kunstwerk erachtet hatte, das erweist sich eindringlich als dessen integraler Bestandteil. Man wun-

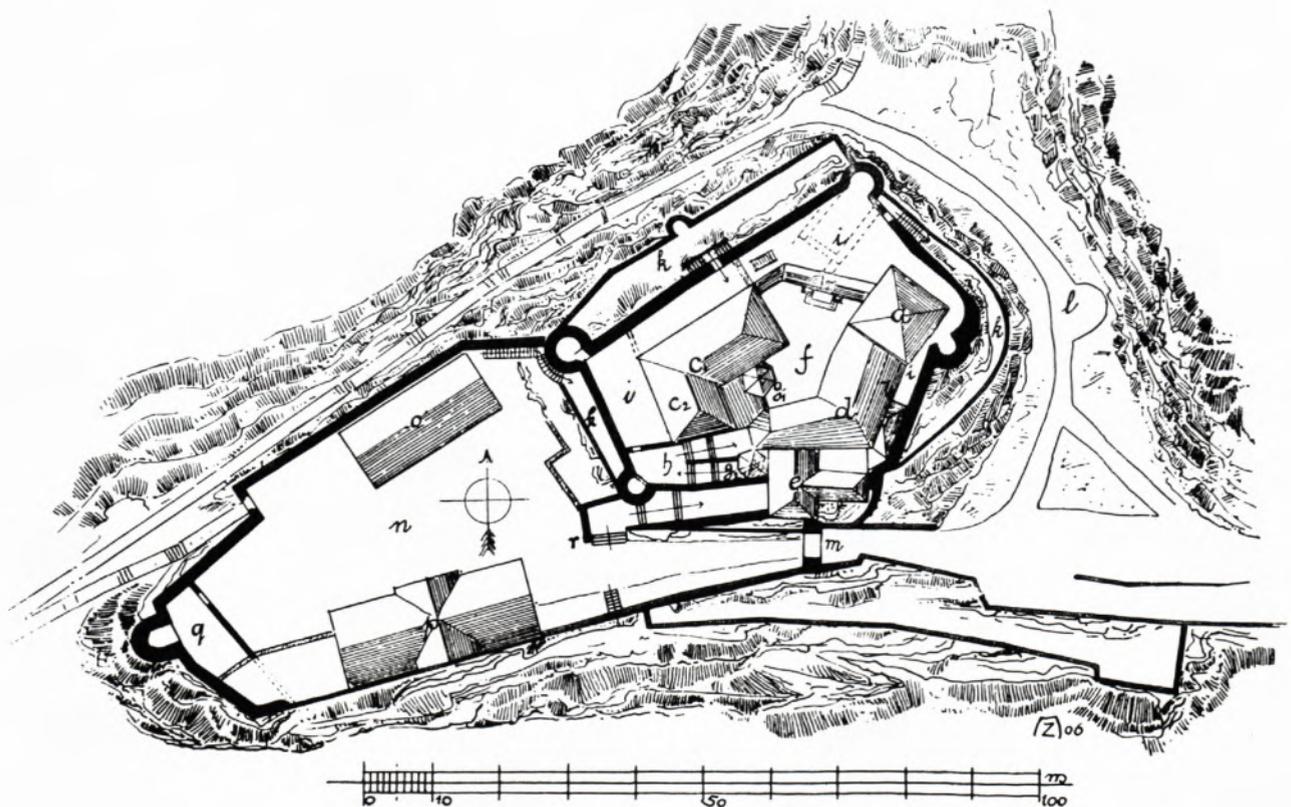
dert sich dann, wie es einer früheren Zeit möglich war, ein ursprünglich mit Farbe gehöhtes Werk der Baukunst oder Plastik auch ohne seine Farbfassung als vollendet zu würdigen, wie es ja oftmals geschah.

Treffliche Beispiele von Rückgewinnung architekturbestimmender Farbgebung bieten seit 1971/72 die Fassaden verschiedener spätmittelalterlicher Bauten im inneren Hof der Burg Zwingenberg am Neckar.

Diese Arbeiten erfolgten unter der Leitung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe. Da aber die Maßnahme nur der vorläufige Abschluß einer langwährenden Instandsetzungsperiode mit weitergreifender Tätigkeit war, soll hier auch auf die zuvor schon erfolgten denkmalpflegerischen Maßnahmen an der Burg kurz eingegangen werden. Das macht die Nennung einiger Daten und Fakten zur Lage, Geschichte und Baugeschichte der Burg notwendig. Zu ausführlicherer Unterrichtung hierüber sei auf „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden: Die Amtsbezirke Mosbach und Eberbach“, 1906, Seite 186–222, sowie auf den Aufsatz von Fritz Arens in der 26. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, 1969, verwiesen. In letzterem wird über die Baugeschichte der Neckarburgen Stolzeneck, Minneburg und Zwingenburg, manche Darstellungen in den „Kunstdenkmälern“ korrigierend, berichtet.



BURG ZWINGENBERG ÜBER DEM NECKAR. Die weitläufige Anlage (siehe den Plan unten), die der links abgebildete, nach einer Zeichnung von F. Foltz entstandene Stich im Zustand ums Jahr 1840 und noch ohne die im Bereich der Vorburg im 19. Jahrhundert aufgeführten Zubauten (Abb. oben) zeigt, ist ein besonders eindrucksvolles, gut erhaltenes Zeugnis mittelalterlicher Wehrbaukunst. Die vom mächtigen Bergfried überragte, mit einer Ringmauer umzingelte Hauptburg geht in Teilen auf staufische Zeit zurück, wurde aber größtenteils im frühen 15. Jahrhundert über den Resten ihrer noch vor 1364 zerstörten Vorgängerin errichtet. Damals dürfte auch die Vorburg ihre imposant aufsteilende Umwehrung bekommen haben.





MAUERWERKSANIERUNG.
 Der Efeu, der in Zwingenberg fast alle Mauerflächen male-
 risch überwuchert hatte, ist ein
 dem Denkmalpfleger oft un-
 liebsames Gewächs. Er nährt
 sich vom Kalk des Mauermör-
 tels und sprengt mit seinen
 Haftwurzeln das Steinwerk.
 Um die häufig bedeutenden
 Schäden zu beseitigen, muß er,
 wie hier in Zwingenberg (Ab-
 bildung), restlos entfernt wer-
 den. Ein mühsames und auf-
 wendiges Geschäft.

►
GOTISCHER NEIDKOPF an
 der Südwestecke der Haupt-
 burg. Die glotzüngige Fratze
 mit den Kuhohren und her-
 aushängender Zunge sollte die
 der Burg drohenden Gefahren
 abwehrend bannen.

Für unseren Zusammenhang mag folgendes genügen:
 Die Burg Zwingenberg zählt zu den eindrucksvollsten
 und bestgepflegten Anlagen des Neckartales. Macht-
 bewußt und stolz erhebt sie sich über dem rechten
 Flußufer auf einem Bergausläufer (Abb. S. 18 und S.
 19), der gegen Norden durch eine tiefe Klinge, die
 „Wolfsschlucht“, vom anschließenden Bergmassiv ab-
 getrennt wird. Auf der hohen Ostseite der Wohnfeste
 überragt der über Eck gestellte, im Grundriß quadra-
 tische Bergfried den dort gelegenen Halsgraben. Nach
 Nordwesten und Südosten läuft vom Bergfried je ein
 hoher Schildmauerzug aus. Nur der nach Nordwesten
 ziehende bietet sich noch unverbaut vom inneren
 Burghof her dar, dessen sonst aus Wohngebäuden be-
 stehende Umbauung nach außen fünfeckig hervor-
 tritt. Die der Kernburg nach Westen vorgelagerte Vor-
 burg besitzt trapezförmigen Grundriß. Hauptburg und
 Vorburg zusammengenommen zeigen eine deutliche
 Ost-West-Erstreckung.

Die älteste architektonische Hinterlassenschaft der ge-
 samten Burg ist der untere Teil des Bergfrieds, was
 sich an dem hier regelmäßig gesetzten, großformatigen
 Buckelquadermauerwerk erweist. Die weiter aufstei-
 gende Partie gehört erst der Zeit nach 1404 an, denn
 noch vor 1364 war die Feste Zwingenberg, damals
 Wohnsitz des als hochfahrend überlieferten Geschlech-
 tes gleichen Namens, von den vereinigten Pfälzern
 und Württembergern zerstört worden. Erst nachdem
 Hans und Eberhard von Hirschhorn 1404 die Anlage
 erworben hatten, begann ihr Wiederaufbau. Aus die-
 sem Jahre besitzen wir auch eine schriftliche Quelle,
 aus der hervorgeht, daß Heinrich Isenmenger von

Wimpfen und sein Schwiegersohn Siegfried als Werk-
 leute auf der Burg tätig waren. Was man heute hier
 an mittelalterlicher Architektur gewahrt, geht zurück
 auf das Geschlecht der Herren von Hirschhorn, das
 1632 ausstarb. Durch ihre Bautätigkeit also wurde das
 uns heute vertraute Bild der Burganlage vor allem ge-
 prägt. Da die in Rede stehenden denkmalpflegerischen
 Maßnahmen nur Schöpfungen aus jener Zeit betref-
 fen, können wir uns hier im Hinblick auf die spätere
 Geschichte der Burg ganz kurz fassen. So sei nur noch
 erwähnt, daß die Pfalz 1696 ihren Geheimrat Andreas
 Reichsgraf von Wisser mit ihr belehnte. Als die recht-
 mäßigen Eigentümer hatten sie danach die Gölter von
 Ravensburg inne. Als 1808 das Haus Baden die An-
 lage erwarb, war sie kurz zuvor von diesen wieder an
 die 1803 erloschene Kurpfalz verkauft worden. Heute
 ist S. H. Prinz Ludwig von Baden der Burgherr. Der
 sogenannte Wiserbau im Süden der Hauptburg und
 das 1886/87 im neugotischen Stil errichtete Großher-
 zogliche Forst- und Rentamt innerhalb der Vorburg
 sind die augenfälligsten baulichen Zutaten aus der
 späteren Zeit. Letzteres hat nach heutiger Auffassung,
 obgleich von älteren Kritikern heftig geschmäht, eben-
 falls als Baudenkmal zu gelten.

Der erste denkmalpflegerische Eingriff nach dem letz-
 ten Krieg richtete sich auf die Bekämpfung des Holz-
 bocks in den Dachstühlen mehrerer Wohngebäude
 auf der Burg. Zehn Jahre später, 1964, wurden dann
 umfangreiche Instandsetzungsarbeiten an den Um-
 fassungsmauern der Vorburg erforderlich. Hier waren
 die Schäden durch Verwitterung erheblich vermehrt
 worden durch solche, die der das Gemäuer überspin-



nende Efeu verursacht hatte. Dieser war mit seinen Haftwurzeln nicht nur in die Mauerfugen eingedrungen, um sich über lange Zeit vom Kalk des Mörtels zu ernähren, sondern er fand seinen Weg auch in das Gestein selbst, in dessen weichere Lager er seine hauchfeinen Wurzeln hineinbohrte. Beim Anwachsen dieser zunächst sehr dünnen Wurzelfäden zu einem kräftigen und dichten Geflecht wurde der Stein gesprengt.

Um den vollen Schadensumfang feststellen und die nötigen Maßnahmen erkennen zu können, mußte zunächst einmal der gesamte, so romantisch wirkende Efeu von der Ringmauer entfernt werden (Abb. S. 20). Es zeigte sich danach, daß neben umfänglichen Ausbesserungsarbeiten am Mauerwerk selbst der Ersatz einer beträchtlichen Zahl von Bogensteinen und Konsolen der Tragkonstruktion unterhalb des nach außen vorkragenden Wehrganges unumgänglich war.

Im Zuge dieser Ausbesserungsmaßnahmen mußte an der Südwestecke der Vorburg wegen Schadhaftheit leider auch ein schwerer, großformatiger Steinblock entfernt werden, aus dem zwei sogenannte Neidköpfe, der eine nach Süden, der andere nach Westen, blickten (Abb. oben). Diese skulptierten Schreckgesichter, von denen in letzter Zeit kaum noch jemand Kenntnis nahm, sollten der Burg gegen das Tal hin einen über die gebräuchlichen Verteidigungsmittel hinausreichenden, magisch-apotropäisch wirkenden Schutz geben. Interessant, daß vom Wohngebäude der Hauptburg eine ganz ähnlich gestaltete und sicher mit dem gleichen abwehrenden Sinn bedachte Fratze in dieselbe Blickrichtung schaut.

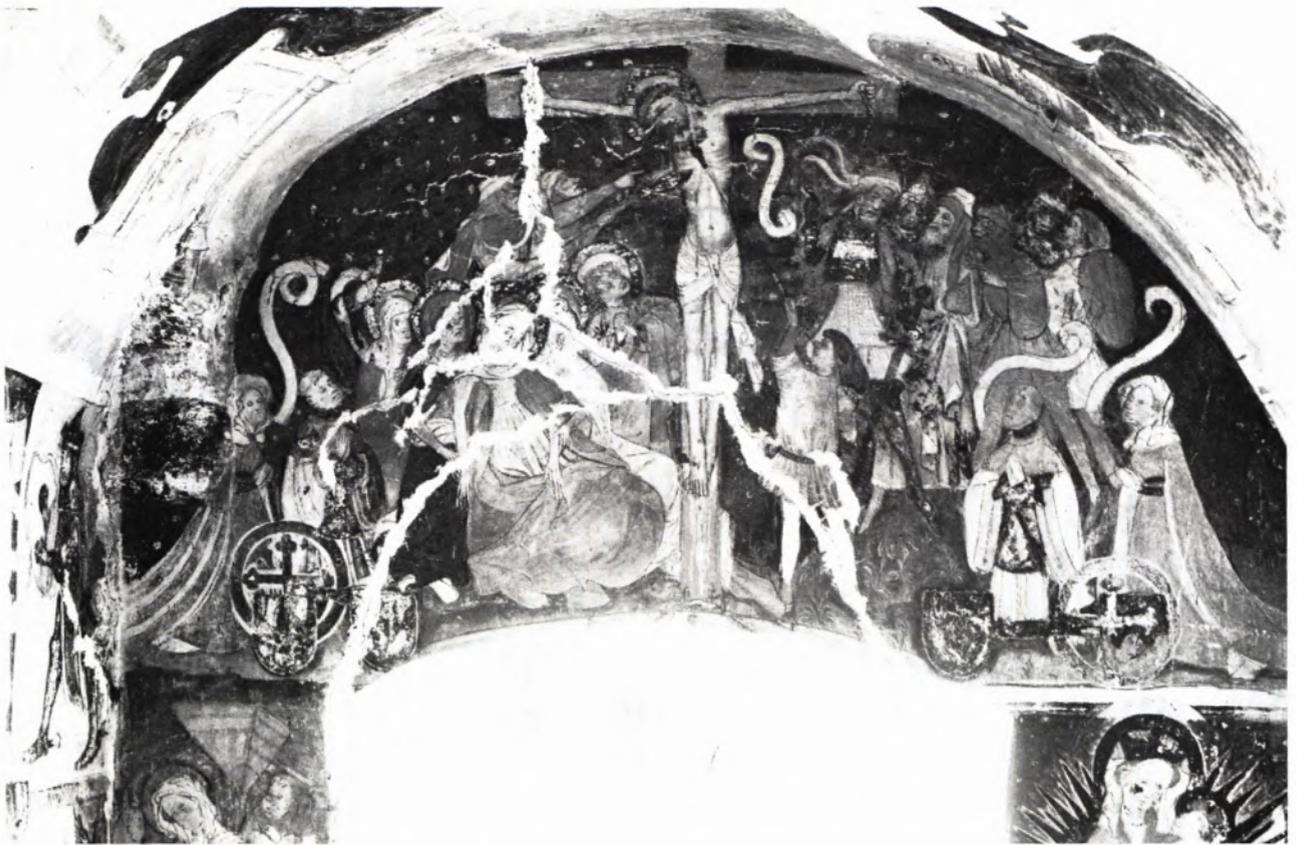
Gleichzeitig mit den Vorburgmauern verlangten auch die teilweise schadhaf gewordenen Wand- und Deckenbilder in der kunstgeschichtlich bemerkenswerten Burgkapelle nach Hilfe. Die Rettungsarbeiten lagen hier in Händen von Restaurator Peter Valentin Feuerstein aus Neckarsteinach. Neben der Freilegung der untersten, früher einmal zugetünchten Darstellungsfolge dieser dem „Weichen Stil“ angehörenden Bilder (bald nach 1400), die in einem wahren „Horror vacui“ die Wände und das Tonnengewölbe des kleinen Andachtsraumes bedecken (Abb. S. 23), war es Aufgabe des Restaurators, die wahrscheinlich mit einer Eitempera gemalten Szenen und Einzelfiguren dort, wo sie sich mit ihrem Malgrund von der Wand abgelöst hatten, wieder an ihr zu befestigen. Die Ablösung ist wahrscheinlich durch einen zeitlich möglicherweise schon weit zurückliegenden Brand verursacht worden. Nach Wiederanpressen der Malschicht wurden die in den Bildern vorhandenen Fehlstellen vom Restaurator geschlossen und retouschiert. Er hat dabei ein auf Kunstharzbasis beruhendes Bindemittel, das für solche Arbeiten in der Zeitschrift „Maltechnik“ empfohlen worden war, angewendet. Dieses hat den Vorteil, daß die Retuschen im Bilde nach Einsprühen der Malerei mit Aqua dest. für das Auge wiedererkennbar hervortreten, während sie sich unter normalen Umständen diesem voll integrieren.

Vom selben Restaurator wurde gleichzeitig eine sogenannte Kalkschneidarbeit von 1613 unten an der Schildmauer im Hof der Hauptburg wieder instandgesetzt. Es handelt sich bei diesem Relief um die Darstellung des Allianzwappens Hirschhorn-Sternenfels inmitten eines u. a. aus Beschlag-, Schweif- und Rollwerk bestehenden Dekors (Abb. S. 22). Ursprüngliche Bemalung ist nicht auszuschließen, ließ sich aber nirgendwo mehr nachweisen. Auch bei diesem Werk hatte sich der Anstrich an das Mauerwerk stellenweise bis zu vier Zentimeter abgelöst. Dazu hatte sich im Laufe der Zeit der gesamte Zierat mit Schmutz bedeckt und, nicht zuletzt wegen der engen Nachbarschaft zu dem laufenden Brunnen im Hof, mit Moosflechte überzogen. Gründliche Reinigung war darum vonnöten, ehe die abgelösten Partien nach Injizieren und Hintergießen der entstandenen Hohlstellen mit Silikatfixativ wieder an die Wand angepreßt werden konnten. Auch kleinere Ergänzungen, die durch die Symmetrie der ornamentalen Formen keine Schwierigkeiten bereiteten, mußten vorgenommen werden, bevor abschließend eine einheitliche Eintönung des Reliefs erfolgen konnte.

Die augenfälligste und umfangreichste denkmalpflegerische Maßnahme — auf sie wurde eingangs bereits hingewiesen — war bald darauf die Wiederherstellung der historischen Gebäudefassaden im Hof der Hauptburg. Sie begann damit, daß hier zunächst der Verputz an der Gebäudefront der Ostseite, die weitgehend das Gepräge der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts trägt, erneuert werden mußte. Der alte Bewurf sollte nach Auffassung der Denkmalpflege durch einen glatt abgeschleibten, keineswegs aber völlig planen Neuputz ersetzt werden, der dann mit weißer Mineralfarbe zu streichen war. Auch sollte die rote Sandsteingliederung am Bau, bestehend aus Fenstergewänden, Türumrahmungen und Gebäudesockel, mit roter Mineralfarbe lasierend übergangen werden und an der Fassade wirkungsvoll mitsprechen. Eine Überraschung gab es hier



ZIERFELD ÜBER DER BRUNNENNISCHE IM BURGHOF VON ZWINGENBERG. Diese auf 1613 datierte Kalkschneidarbeit gibt das Allianzwappen Hirschhorn-Sternenfels im Zentrum einer in reichteiliges Beschlag-, Schweif- und Rollwerk ausufernden Kartusche. Im Scheitel der Bogenumrandung sind Jonas und der Wal dargestellt. Die sehr schadhafte Arbeit wurde in den letzten Jahren instandgesetzt.



KREUZIGUNG IN DER BURGKAPELLE VON ZWINGENBERG. Die kleine Kapelle wurde bald nach 1400 an Wänden und tonnengewölbter Decke mit qualitativ hochrangigen figuralen Malereien ausgestattet. Sie waren stark schadhaft geworden und mußten jetzt gründlich restauriert werden. So auch die figurenreiche Kreuzigung (oben vor, unten nach der Wiederherstellung) mit den beiden Stifterpaaren.



GOTISCHE DURCHFENSTERUNG DES OSTWÄRTIGEN GEBÄUDEFLÜGELS. Nach dem Abschlagen des alten Wandputzes traten hier die in die Wand einbezogenen Überreste (Sohlbänke, Profilstäbe, Fensterstürze) einer älteren Fenstergliederung zutage. Gotisch wie die heutige, der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zugehörige, scheint sie von dem nach 1404 erfolgten Wiederaufbau der Burg herzustammen. Die Lage der alten Fensterrahmen deutet darauf hin, daß die Innenräume dieses Baues ursprünglich niedriger gehalten waren. Ein Brand, dessen Spur anderweitig festzustellen war, mag im 16. Jahrhundert Anlaß geworden sein, die neu einzubauenden Räumlichkeiten höher auszuliegen, was eine andere, die jetzige Durchfensterung notwendig machte.

insofern, als nach dem Abschlagen des alten Verputzes an dem gegen die Eingangshalle zu gelegenen Gebäudeteil eine frühere, aber gleichfalls gotische, jedoch von der jetzigen wesentlich abweichende Fensterverteilung in beträchtlichen Resten zu Tage trat (Abb. oben).

Da sich die Fassadenerneuerung auch auf die übrigen Bauteile um den Burghof erstrecken mußte, stellte sich die Frage, ob hier die für den Besucher zwischenzeitlich kaum noch wahrnehmbare Architekturmalerei verschwinden oder nach Neuverputz wieder aufgebracht werden sollte. Solche ehemals die Architektur verdeutlichende und mit anderen Mitteln weiterführende Bemalung wiesen nämlich die Kanten des Treppenturmes von 1574 am Palas und dann dieser selbst an seinem Südostende auf. Auch die südlich an den Treppenturm anstoßenden Galerien und der Kellerabgang darunter zeigten alte Bemalung, so am Gewölbe bzw. über dem Eingang. Auch an den hofseitigen Stirnseiten der Rundbögen der Eingangshalle war solche festzustellen. Alle diese Malereien gehören stilistisch der gleichen Zeit an, wobei an die Jahre um 1600 zu denken ist.

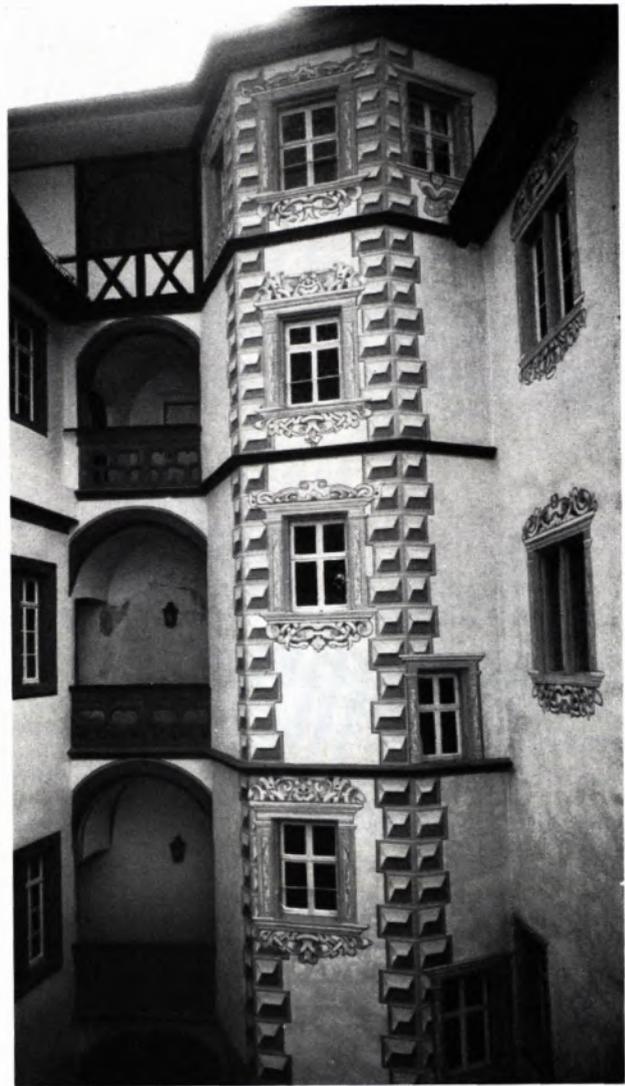
Für die Denkmalpflege war es selbstverständlich, daß man hier konservierend und, wenn nicht anders möglich, rekonstruierend und restaurierend tätig werden

mußte. Der Burgherr erklärte sich mit diesem Vorhaben sofort einverstanden. Außerdem wollte es die Gunst der Stunde, daß als technischer Berater (der jüngst leider verstorbene) Professor K. Wehlte, vormals Leiter des Institutes für Technologie der Malerei an der Staatlichen Kunstakademie in Stuttgart, mit seinem profunden Wissen und seiner Erfahrung zur Verfügung stehen konnte. Auch er fand die Absicht der Denkmalpflege begrüßenswert und hielt es nach sorgfältiger Prüfung für möglich, die anstehenden Arbeiten nach zweckdienlicher Einweisung durch ihn an Malermeister Seeger aus Salem vergeben zu können.

Bei der Ausführung war man selbstverständlich bestrebt, die originale Malerei an allen, freilich nur sehr wenigen Stellen, an denen sie mit dem alten Wandputz gehalten werden konnte, nur aufzufrischen und zu ergänzen, was in jedem Falle eine aufwendige Arbeit war, weil es die Wiederbefestigung des Malgrundes auf der Wand voraussetzte. Wo dieses Verfahren jedoch nicht mehr möglich war und neu verputzt werden mußte, wurde der historische Malereibestand vor dem Abschlagen des Altputzes durch Abpausen der Formgebung nach gesichert. Diese Bildpausen, die sich interpolierend weitgehend vervollständigen ließen, weil Fehlstellen bei der häufigen Wiederkehr gleicher Motive oder an Hand von Analogien in Farbe



ARCHITEKTURMALEREI IM BURGHOF VON ZWINGENBERG. Wohl um 1600 entstanden, sehr zerstört und nun in gelungener Weise restauriert bzw. ergänzt, gibt die Malerei am Treppenturm (1574, Abb. rechts) und am Palas (Abb. oben) mit ihren ockerfarbenen Diamantquadern und dem reichteiligen Dekor um die Fenster Zeugnis für die optische Bedeutung der Malerei am Bau.



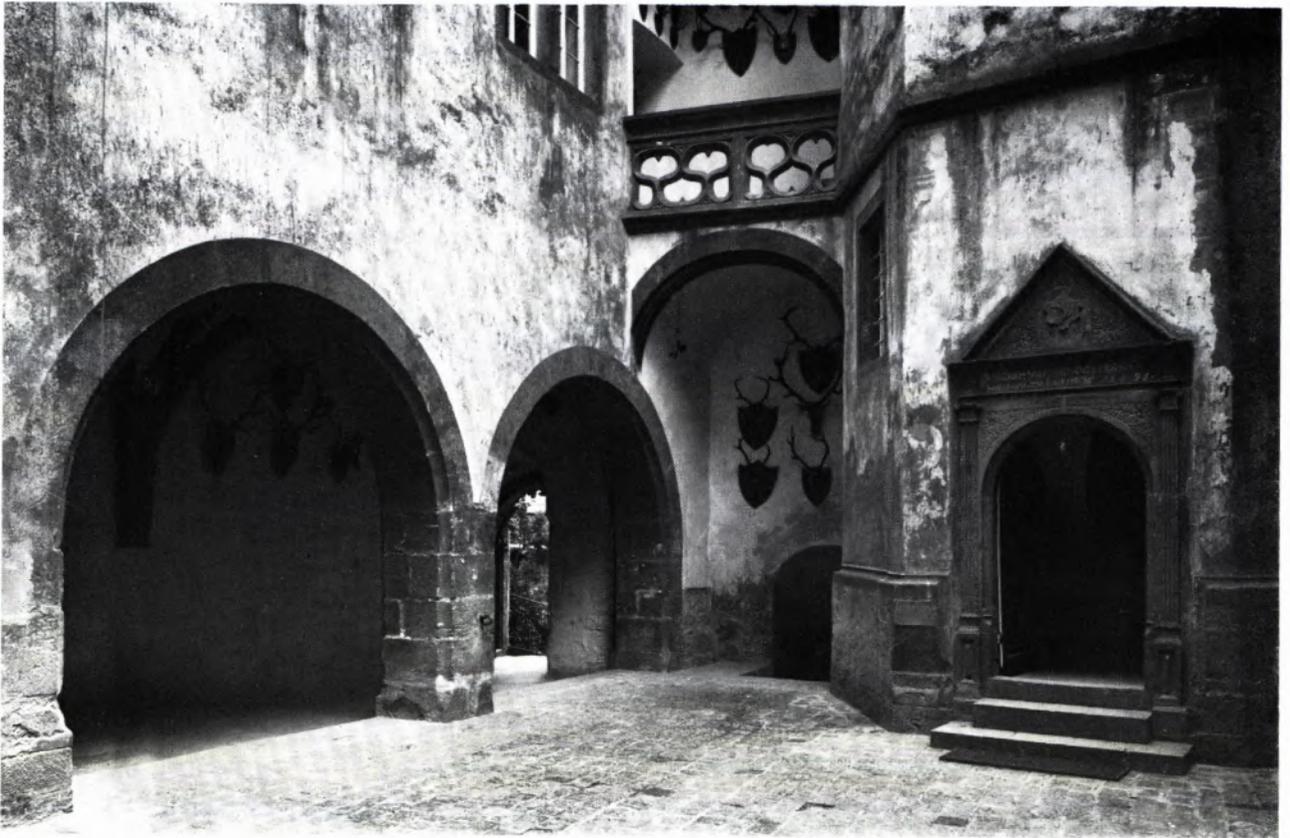
und Form vergleichsweise einfach und zuverlässig auszumerzen waren, dienten als Vorlage für den mit Mineralfarben neu aufzumalenden Zierat.

Zunächst wurde so dem Treppenturm von 1574 sein ehemaliges Aussehen zurückgewonnen (Abb. oben rechts), wobei man in Abschnitten vorging und das Erdgeschoß fürs erste einmal in seinem alten Zustand beließ, um so für die zuerst neu verputzten und bemalten oberen Turmgeschosse ein richtungsweisendes Muster zu haben. Heute, nach dem Abschluß der Arbeiten, treten an den Kanten des Treppenturmes wieder die stark plastisch wirkenden doppelreihigen Ketten aus gemalten ockerfarbenen Diamantquadern hervor. Derlei der Steinmetzkunst (vgl. zum Beispiel den Palazzo dei diamanti in Ferrara oder, hierzulande, das Sockelgeschoß des Bischofshofes in Ladenburg am unteren Neckar) illusionistisch nachgeahmte Diamantquader sind während der Spätrenaissance ein beliebtes Ziermotiv am Bau gewesen. Viele Beispiele solcher Art von Bemalung sind im Laufe der Zeit verloren gegangen, ähnlich wie die Quaderung der Fassade des Ladenburger Bischofshofes, die sich durch Dr. Heukemes vom Kurpfälzischen Museum Heidelberg jedoch dokumentarisch hat nachweisen lassen. Eine besonders schöne Kantenfassung mit gemalten Diamantquadern sieht man heute noch an zwei Chorfenstern

der evangelischen Kirche in Mühlbach bei Eppingen, die nach dem Kriege durch die jetzige Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes restauriert wurde.

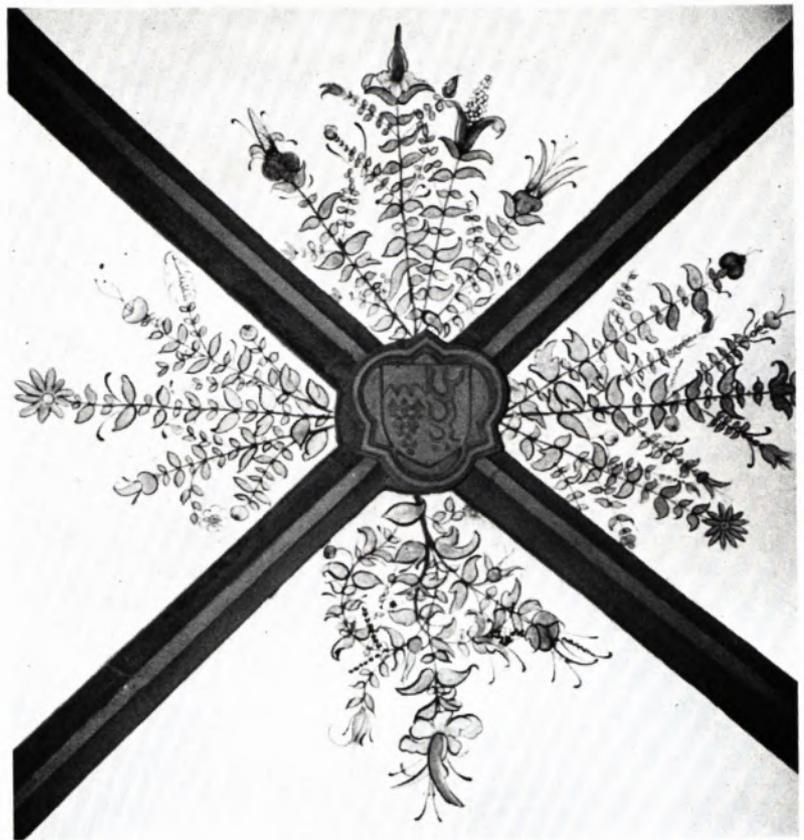
Auf der Burg Zwingenberg werden die Diamantquader am Treppenturm gleichsam von oben und der Südseite her angeleuchtet. Der Eindruck von regelmäßig facettierten Ecksteinen wird dadurch noch verstärkt. Über diese malerische Behandlung der Turmecken hinaus sind es dann noch die gleichfalls gemalten Verzierungen um die Fenster am Treppenturm, die mitsprechen. Der Dekor über und unter ihnen besteht aus sich verschlingenden, gelegentlich zu Voluten sich aufwindenden, immer aber die Symmetrie wahren Bändern.

Eine Verwandtschaft der obengenannten Zierformen mit denen der benachbarten Kalkschneidarbeit (vgl. Abb. S. 22) läßt sich nicht übersehen. Beidemale sind es Ausdrucksformen der manieristischen Spätrenaissance, wobei der Zierat des Reliefs gegenüber dem der Malerei etwas fortschrittlicher und weniger schablonenhaft anmutet. Auch an den zweiteiligen Fenstern der rechts neben dem Treppenturm gelegenen Palaswand und über dem links von ihm liegenden Kellerzugang wurde eine im Grunde analoge Dekoration erneuert (Abb. oben links).



DER BURGHOF VOR UND NACH DER RESTAURIERUNG. Selbst in der farblosen Schwarz-Weiß-Abbildung wird, vermehrt durch den Vergleich von Vorher und Nachher, die starke, stimmungswandelnde Wirkung der Architekturmalerei deutlich.

RIPPENVERKREUZUNG MIT SCHLUSSSTEIN UND BLÜTENDEKOR IM GEWÖLBE DER EINGANGSHALLE. Im Scheitel der beiden Kreuzrippengewölbe über der Eingangshalle zum Burghof ließen sich bei den Erneuerungsarbeiten die Reste einer leichtändig hingeschriebenen, zartgliedrigen Blütenmalerei freilegen, restaurieren bzw. ergänzen. Die langstengeligen, in phantasievoll erfundenen Blüten endigenden Blattwedel umstrahlen die in Dreipaßform gebildeten Schlußsteine mit dem Wappen derer von Hirschhorn. Um 1410/20



Nicht zu vergessen ist dann die gleichfalls wieder nach originalem Vorbild aufgemalte Arkadenumrahmung der Eingangshalle zum Hof hin (Abb. links), wobei ein geringer Rest an Altbestand erhalten werden konnte. Auch hier trifft man wieder den Diamantquader, der indes mit einem kleineren Keilstein alterniert. Diesem ist jeweils ein tierhaftes Gesicht aufgemalt, das die Zunge zeigt. Wohl mehr als grotesker Dekor, denn als Schreckbild zu deuten, ist seine formale Verwandtschaft mit den 200 Jahre älteren „Neidköpfen“ an der Südwestecke von Haupt- und Vorburg (Abb. S. 21) nicht zu übersehen. In den Scheiteln der Bögen finden sich die heraldischen Embleme von Hirschhorn und Sternenfels wieder, die sich, zum Allianzwappen vereint, wie gesagt, auch an der Kalkschneidearbeit von 1613 zeigen.

Die Wappenbilder in den Schlußsteinen der kreuzgewölbten Eingangshalle weisen diesen zum Hof hin offenen Raum als Werk des Eberhard II. von Hirschhorn († 1415) und Hans V. von Hirschhorn († 1426) und ihrer Gemahlinnen aus. Im Zuge unserer Erneuerungsarbeiten konnte um sie herum ein farbiger, zartgliedriger Blumendekor aufgedeckt und restauriert werden (Abb. oben). Dabei erhielten nicht nur das Blätterwerk, sondern auch das inzwischen schwärzlich gewordene Rot der Blüten ihre ursprüngliche Frische wieder.

Diese Schlußsteinumzierung dürfte in die Zeit der Kapellenausmalung (vgl. S. 23) zu datieren sein. Sie trug mit dazu bei, das seit einiger Zeit so grau und unansehnlich gewordene Bild im oberen Burghof wieder aufzuheitern und in Richtung auf seinen ursprünglichen Zustand wiederherzustellen.

Daß über diese Maßnahmen der Jahre 1971/72 hinaus eine Erneuerung weiterer Architekturbemalung an den Gebäuden der Burg Zwingenburg nicht mehr möglich wäre, soll hier keineswegs behauptet werden. Im Gegenteil: Anhaltspunkte für eine ehemalige Polychromierung weiterer Bauteile sind vorhanden. Doch ist hier noch eine genauere Bestandsuntersuchung notwendig, und es müßten dem Burgherrn vom Staate beträchtliche geldliche Mittel als Zuschuß in Aussicht gestellt werden können, ehe er den Auftrag zu solcher, letztlich auch im Interesse der Öffentlichkeit liegenden Arbeit vergeben kann.

ZUM AUTOR: Heinrich Niester, Dr. phil. und Hauptkonservator, ist Leiter der Außenstelle Karlsruhe des LDA und zugleich für die Bau- und Kunstdenkmalfpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe tätig.

Peter Assion: Die ältere Walldürner Wallfahrtskirche und neue Funde zu ihrer Ikonographie

Auf den Höhen des östlichen Odenwaldes liegen die Stadt Walldürn und ihre Kirche St. Georg (Basilica minor), die bekannte Wallfahrtskirche zum Heiligen Blut. 1958 bis 1972 ist sie mit Unterstützung der Staatlichen Denkmalpflege innen und außen einer gründlichen Renovation unterzogen worden. Unter den Kirchen im Rhein-Main-Gebiet durfte die Walldürner Basilika als Wallfahrtsziel einer weit gestreuten Glaubensgemeinschaft stets besonderes Interesse beanspruchen. Wallfahrtskirche war sie nicht nur nebenbei, sondern seit etlichen Jahrhunderten vorrangig, und nicht für die Bedürfnisse der Walldürner Pfarrgemeinde, sondern für die der auswärtigen Besucher wurde an ihr gebaut und gebessert: in größerem Maße zuletzt 1698–1728, als der weiträumige Barockbau der Jetztzeit erstellt wurde.

Dieser Neubau trat an die Stelle eines älteren gotischen Kirchleins, das zwar schon 1497 renoviert und erweitert worden war, dann in den 1620er Jahren durch Anbau einer Blutkapelle und durch Erweiterung des Chores bedeutende Vergrößerung erfahren hatte, dem steigenden Besucherstrom auf die Dauer aber nicht genügen konnte. Um 1700 verschwand damit endgültig jene mittelalterliche Kirche, in der auf dem Altar „Corporis Christi“ der Walldürner Blutkult seinen Ursprung hatte und die Frühgeschichte der Wallfahrt anzusetzen ist.

Zwar wurden beim Neubau die Blutkapelle samt Blutaltar (1616/26) sowie die Untergeschosse des Turmes (ca. 1330) übernommen und organisch in den Barockbau integriert. Zusammen mit diesen baulichen Resten – sie finden sich bei Adolf von Oechelhäuser zusammengestellt und beschrieben¹⁾ – erlauben aber nur noch archivalische Zeugnisse²⁾ und bildliche Wiedergaben auf älteren Liedflugblättern und Andachtsbildchen eine Rekonstruktion der älteren Walldürner Wallfahrtskirche. Soviel ist immerhin gesichert: es handelte sich um einen eintürmigen, einschiffigen Bau mit fünfseitig geschlossenem Chor, einem Hauptaltar und

(1497 konsekrierten) fünf Nebenaltären sowie einer Kanzel an der südlichen Chor-Ecke, der im 17. Jahrhundert um die erwähnten Anbauten, einen Sakristei-Vorbau und um eine kleine Orgel-Empore entlang der nördlichen Langmauer bereichert worden war. Diesen Zustand hält auch ein Plan von 1697 fest, der zugleich den vorgesehenen Neubau skizziert³⁾.

Nur wenig erhalten hat sich von der Innenausstattung und sonstigen Einzelstücken der alten Kirche. Der Neubau war als modernes Gesamtkunstwerk konzipiert: gefördert und beaufsichtigt von höchster, d. h. kurfürstlich-mainzischer Seite. In dem entstehenden Bau, dem Karl Lohmeyer ein Raumbild „höfisch-distinguiert zu nennenden Charakters“⁴⁾ bestätigt, war kein Platz mehr für altmodisch-ländliche Biederkeit. Allein der Blutaltar blieb aus kultischen Gründen und als auch künstlerisch befriedigendes Renaissance-Stück am alten Platz, durch barocke Umfassung an die veränderte Umgebung angepaßt. Zwei Holzplastiken überdauerten das Ende der alten Kirche ebenfalls:

1. Ein spätgotischer Sebastian, dargestellt beim Erleiden des Martyriums. Am rechten Eckpfeiler der Vierung zum Chor hin und damit an exponierter Stelle plaziert, hatte er hier vermutlich nur so lange verbleiben und als Pest- und Viehseuchenpatron verehrt werden sollen, bis die Mittel für ein neues Stück aufgebracht wären (St. Wendelin fehlt in der Kirche). An der Ausschmückung der Kirche ist in der Tat noch bis ins letzte Viertel des 18. Jahrhunderts gearbeitet worden. Zu einer Auswechslung der Sebastiansfigur ist es jedoch nicht mehr gekommen. Erst spät mußte sie einer Herz-Mariä-Statue weichen, dem Pendant zu einer Herz-Jesu-Figur am Pfeiler gegenüber. Als neuer Standort wurde ihr der Platz innen über dem Hauptportal zugewiesen, wo sie sich – kaum sichtbar und nur wenig beachtet – heute noch befindet.

2. Eine große Pieta von ca. 1675, die von der Walldürner Marianischen Bruderschaft als Bruderschaftsmadonna verehrt wurde und als fast „neuwertig“ auch die neue Kirche zieren mochte. Ihr ursprünglicher Standort war ein kleiner flankierender Altar links neben dem Blutaltar⁵⁾. Nachdem es dort 1880 zu

¹⁾ Adolf von Oechelhäuser: Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Buchen und Adelsheim (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 4/3), Tübingen und Leipzig 1901, S. 107–109: „Die ältere gotische Kirche“. – Wann diese gotische Kirche ein zu erschließendes staufisches Georgskirchlein abgelöst hatte, ist ebenso unbekannt wie der Ursprung einer Pfarrkirche an diesem Platz überhaupt.

²⁾ Vgl. Wolfgang Brückner: Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn (Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg 3), Aschaffenburg 1958, S. 23 ff.

³⁾ Abgebildet bei Karl Lohmeyer: Die Wallfahrtskirche zum Heiligen Blut in Walldürn und ihre Meister, in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz 13, 1928, Tafel I.

⁴⁾ Karl Lohmeyer: Die Wallfahrtskirche zum Heiligen Blut in Walldürn (Deutsche Kunstführer 43), Augsburg 1929, S. 28.

⁵⁾ Vgl. Wolfgang Brückner: Neue Beiträge zur Walldürner Wallfahrt I, in: Der Odenwald 8, 1961, S. 67 ff.



DIE ÄLTESTE ANSICHT DER STADT WALLDÜRN UND IHRER WALLFAHRTSKIRCHE. Der Holzschnitt, der von einem Flugblatt mit Wallfahrtsliedern von etwa 1660 stammt, ist hier seitenverkehrt wiedergegeben. Das war nötig, da der Holzschneider bei der Herstellung seines Druckstockes übersehen hatte, daß dessen Wiedergabe die Umkehrung des ins Holz geschnittenen Bildes und damit den Umtausch von rechts und links bedingt. Unsere Reproduktion hilft diesem Mangel ab. Sie zeigt die umwehrte Stadt von Südosten her. Links erhebt sich, erkennbar an Turm- und Giebelkreuz, die damals noch stehende gotische Wallfahrtskirche (vgl. Grundriß unten) über die Dächer. Der mächtige Turm und das Langhaus sind erkennbar. Rechts daneben der massive Baukörper der Mainzer Kellerei. Auf das südliche Stadttor ziehen Wallfahrer zu.

einem Wachsbrand gekommen war, wurde dieser Altar entfernt. Die Pieta befindet sich seither in der letzten nördlichen Seitenkapelle (seit ca. 1960 ohne Altar-mensa).

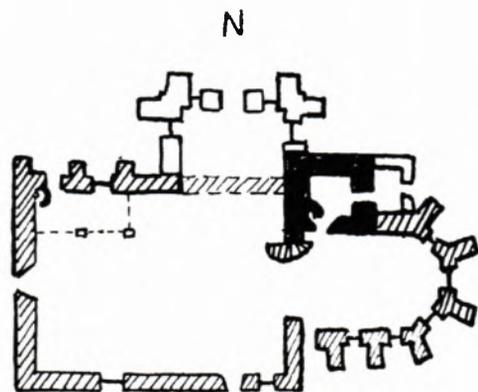
Nichts hat sich dagegen von den sonstigen Altären erhalten. Selbst das Gegenstück des Blutaltars, der Barbara-Altar, ebenfalls von Zacharias Juncker in Alabaster ausgeführt und gewiß nicht von minderer Qualität, mußte weichen und gilt, wie alles andere, als zerstört.

Aus der Sicht des Historikers sind diese Verluste vor allem deshalb zu bedauern, weil mit ihnen Dokumente nicht nur künstlerischen, sondern auch frömmigkeitsgeschichtlichen Wertes dahingeschwunden sind, die über die Religiosität in der alten Kirche und damit über den Ursprung des Wallfahrtskultes manches hätten aussagen können. Die Neueinrichtung der Kirche bedeutete freilich keinen völligen Bruch mit den Traditionen. Bezüglich des Blutkultes ohnehin nicht, und auch die flankierende Verehrung einzelner Heiliger bestimmte von der Tradition her stärker das ikonographische Programm der neuen Kirche, als bisher erkannt wurde. Eine ganze Reihe von Heiligen findet sich dort zwar neu zur Ehre der Altäre erhoben (Franziskus, Antonius, Josef, Johannes Nepomuk, Paulus, Stephanus, Klara). Von insgesamt 19 Heiligen der barocken Altäre lassen sich jedoch immerhin sechs auch schon in der alten Kirche feststellen (Georg, Maria, Vitus, Petrus, Wolfgang, Anna): als Altarpatrone von insgesamt 25 in dieser Funktion genannten Einzelheiligen. Und weitere Altarheilige verdanken ihren Platz ebenfalls dem Umstand, schon in der alten Kirche verehrt worden zu sein.

Genauere Aufschlüsse über solche kulturgeschichtlich wichtigen Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten kön-

nen Rekonstruktionsversuche zur Ikonographie der älteren Wallfahrtskirche bringen, die freilich nach dem bisher Gesagten recht hoffnungslos scheinen. Bei den Versuchen, sich diese Kirche zu vergegenwärtigen, sind allerdings noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft worden. Von zweien ist hier ergänzend zu handeln: von der Möglichkeit, heute auswärts befindliche Ausstattungsstücke als ursprünglich in Walldürn befindliches Kirchengut identifizieren zu können, und von der jüngst bestätigten Hoffnung, von der alten Kirche noch beachtliche Bodenfunde zu erhalten.

Als in Walldürn die spätgotischen Altäre abgebrochen wurden, mochten sie für die eine oder andere Dorfkirche im Umkreis immer noch tauglich scheinen: heute dort ein unerkanntes Dasein fristend. Für zwei



GRUNDRISS DER GOTISCHEN WALLFAHRTSKIRCHE. Schiff und Chor (schraffiert) 13./14. Jahrhundert; Turm (schwarz) um 1330; nordwärts angebaute Blutkapelle (weiß) von 1626; im Zwickel von Turm und Chor Sakristeieinbau von nach 1650.



HEILIGE KATHARINA. Spätgotische Reliefschnitzerei in Holz (Höhe 134 Zentimeter) vom abgegangenen Hochaltar der älteren Walldürner Wallfahrtskirche. Jetzt in der Kirche St. Jakob zu Reinhardsachsen.

mittelalterliche Heiligenfiguren in der Barockkirche zu Reinhardsachsen, St. Katharina und St. Barbara in Reliefschnitzerei (Abb. oben u. rechts), kann die Herkunft von einem Walldürner Schnitzaltar als ziemlich gesichert gelten. Reinhardsachsen war mit weiteren Dörfern der „Walldürner Höhe“ Filialkirche von Walldürn. Zur Zeit des Walldürner Kirchenbaues (seit 1713 im Innenausbau begriffen) wurde auch dort eine neue Kirche erbaut (1725/26). Sie ersetzte eine Vorgängerin, die kaum mehr als eine Kapelle war. Der großzügige Neubau erschöpfte das Kapital der Kirchenkasse beträchtlich, und als die Anschaffung eines neuen Hochaltars akut wurde, erklärten sich die Pfarrkinder in einer Eingabe an das Mainzische Oberamt Amorbach außerstande, auch hierfür noch die Mittel aufzubringen.

Die gleiche Eingabe enthält nun die bemerkenswerte Bitte, man möchte Reinhardsachsen doch einen bisher in der Pfarrkirche zu Walldürn aufgestellten und dort abgebrochenen Hochaltar überlassen, nachdem „verschiedene Stückher und Bildnisse“ von ihm bereits in der Reinhardsachsener Kirche stünden⁶⁾. In St. Katharina und St. Barbara haben wir offenbar noch heute diese „Stückher“ vor uns! Gegen eine Herkunft aus der eigenen alten Kirche sprechen ihre auf einen Schnitzaltar beachtlichen Ausmaßes umzurechnende Größe (je 134 Zentimeter hoch) und die Qualität der Schnitzarbeit: zumal im Vergleich mit zwei Altarflügeln, die — an eine Wegkapelle weitergegeben⁷⁾ — mit mehr Recht als Stücke der alten Reinhardsachsener Kirche angesprochen werden dürfen. Für Walldürmer Herkunft zeugt auch, daß die beiden dargestellten Heiligen von jeher große Verehrung in der Wallfahrtskirche genossen, daß sie dort unter den Altarpatronen begegnen⁸⁾, ja daß es ebenda den erwähnten Barbara-Altar Junkers und einen sogenannten Katharinenaltar (identisch mit dem Corporis-Christi-Altar) gegeben hat und daß auch in der neuen Kirche St. Katharina und St. Barbara sichtbar wieder Heimatrecht bekamen: gemeinsam am Franziskusaltar, am ersten und zuerst erstellten Nebenaltar der Seitenkapellen, den noch der Hauptmeister der Innenausstattung Georg Hennicke als persönliche Stiftung des Kurfürsten Lothar Franz von Mainz geschaffen hat⁹⁾. Dazu wurde St. Barbara aber noch ein zweites Standbild errichtet: am Muttergottesaltar, der zugleich als neuer Barbara-Altar galt.

In der früheren Kirche war St. Barbara wohl am alten Barbara-Altar dargestellt, der verloren ist, und St. Katharina am Blutaltar (Corporis-Christi-Altar), der noch steht. Von da kann das Schnitzwerk der beiden Nothelferinnen nun freilich nicht stammen, allenfalls noch von einem der anderen Nebenaltäre, die nachweislich als Nothelferaltäre volkstümlicher Heiliger fungierten. Nichts hindert indessen, die Reinhardsachsener Eingabe völlig wörtlich zu nehmen und die Plastiken dem Hoch- bzw. Hauptaltar der älteren Wallfahrtskirche zuzuweisen. Ein Schnitzaltar mit reliefgeschmückten Flügeln — von solchen scheinen die Plastiken zu stammen — läßt sich gut im Chor des gotischen Kirchleins vorstellen und fügt sich auch ikonographisch ins Bild der Zeit: Katharina und Barbara, zwei der drei „Virgines capitales“, deren Kult im 15. Jahrhundert eine große Blüte erlebte, dazu Märtyrerinnen fürstlichen Geblütes und wohl würdig, den Ritterheiligen und Kirchenpatron St. Georg zu flankieren, der vollplastisch das Mittelteil jenes Altares eingenommen haben dürfte.

Da man gerade vom Aussehen des Hauptaltars Sicheres nicht weiß, scheinen die in Reinhardsachsen zu gewinnenden Fingerzeige von besonderem Interesse. Dazu erhellt sich auch von dorther das ikonographische Programm der neuen Wallfahrtskirche und läßt weitere Bezüge zwischen der alten und der neuen Aus-

⁶⁾ Siehe Max Walter: Zur Baugeschichte der Kirche in Reinhardsachsen, in: Der Wartturm 1, 1925/26, S. 42.

⁷⁾ Peter Assion: Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen, in: Badische Heimat 51, 1971, S. 265 ff.

⁸⁾ Vgl. Brückner (wie Anm. 2), S. 25 f.

⁹⁾ Vgl. Lohmeyer (wie Anm. 3), S. 355 f. (mit Abdruck von Hennickes Rechnung) und Lohmeyer (wie Anm. 4), S. 34.

stattung ahnen, die gerade mit der doppelt dargestellten Barbara und mit dem bevorzugt plazierten, kurfürstlich gestifteten Heiligenpaar Katharina/Barbara bisher ungelöste Rätsel aufgab.

Folgende Lösung scheint sich nun anzubieten: als der neue Hauptaltar konzipiert wurde, sollte er – auf den Walldürner Sakramentskult abgestimmt – als Mittelstück ein Abendmahl-Gemälde erhalten. St. Georg mußte zur Seite rücken, findet sich dort flankierend als überlebensgroße Plastik und erhielt als Pendant auf der Gegenseite St. Martin, den Mainzer Diözesanheiligen. Für St. Katharina und St. Barbara war kein Platz mehr in diesem Programm. Die beiden Märtyrerinnen, auch von barocker Frömmigkeit hochgeschätzt, sollten jedoch nicht aus der Kirche verschwinden. Vielmehr wurde ihnen als Vorzugsplatz der erste Altar der Seitenkapellen zugewiesen, und in barocker Ausführung flankieren sie nun dort den neu ins ikonographische Programm gekommenen St. Franziskus. Die zweite Barbara-Statue, zur gleichen Zeit (um 1725/30) vom gleichen Künstler und in ähnlicher Ausführung aufgestellt, mochte ihre Berechtigung hingegen aus einer anderen Altar- und Bildtradition ableiten: sie ist Ersatz für Junckers entfernten Barbara-Altar am gleichen Ort.

Letzte Zweifel an unserem Versuch, den alten Hochaltar zu rekonstruieren, räumt schließlich ein bildliches Zeugnis aus, dessen Bedeutung bisher ebenfalls verkannt wurde. Die neue Kirche zieren sechs großformatige Ölbilder mit der Ursprungsgeschichte der Walldürner Wallfahrt, 1727 bis 1751 von verschiedenen Meistern gemalt. Drei der dargestellten Szenen spielen in der alten Kirche am Hauptaltar, an dem nach der Legendentradition das Blutwunder geschehen ist, an dem das Blutstuch versteckt und später wieder aufgefunden wurde. Wie findet sich nun dort der fragliche Altar dargestellt? Zweimal ist er deutlich als Flügelaltar erkennbar, St. Georg im Mittelteil. Auf dem Gemälde in der St. Nepomuk-Kapelle (1732) ist nur ein Seitenflügel sichtbar: er zeigt eine stehende weibliche Heilige. Auf dem Gemälde in der St. Joseph-Kapelle („Auffindung des Blutstuches“, ca. 1750) ist der Altar frontal gemalt, sind beide Flügel deutlich zu sehen und ebenfalls mit zwei weiblichen Heiligen bemalt, deren Attribute zweifelsfreie Identifizierung ermöglichen: St. Katharina (links) und St. Barbara (rechts)!

In Unkenntnis der Reinhardsachsener Zeugnisse mochten diese Darstellungen freier Erfindung des Malers – Joseph Anton Glantschnig aus Würzburg – zugeschrieben werden, der sich nur am Kirchenpatron St. Georg zu orientieren hatte. In wechselseitiger Bestätigung erlauben die Funde nun aber den Schluß, daß auf diesen Bildern Wirklichkeitsnähe angestrebt und der alte Hochaltar tatsächlich dokumentiert ist, von dessen Aussehen man dem Maler um 1750 selbstverständlich noch berichten konnte, falls er ihn, um 1730 mit der Arbeit beauftragt, nicht gar selbst noch gesehen hat. Der Chor der alten Kirche, wohl samt Hochaltar, hatte noch bis März 1709 gestanden; danach ist der Altar vermutlich als Provisorium in eine jener Seitenkapellen des neuen Langschiffes gewandert, die zur Aufrechterhaltung des Wallfahrtsbetriebes jeweils notdürftig hergerichtet wurden, solange die Bauarbeiten



HEILIGE BARBARA. Spätgotische Reliefschnitzerei in Holz (Höhe 134 Zentimeter) vom abgegangenen Hochaltar der älteren Walldürner Wallfahrtskirche. Jetzt in der Kirche St. Jakob zu Reinhardsachsen.

ten weitergingen¹⁰). Freilich hat der Maler keine naturgetreue Wiedergabe angestrebt. Auf Glantschnigs Bild handelt es sich um ein gemaltes Retabel, das den früheren Zustand nur zitiert und barockisierend in eine neue bildliche Gesamtkomposition einfügt. Dieses Zitat ist indessen beredt genug.

Sicherste Auskunft hätte man freilich, wäre tatsächlich der ganze Altar nach Reinhardsachsen gekommen. Hatte jene Eingabe des Filialdorfes Erfolg? Max Walter, der auch die beiden gotischen Figuren unerklärt läßt bzw. gar nicht erwähnt, gab keine Antwort auf diese wichtige Frage. Aufgrund kunstgeschichtlichen und archivalischen Befundes ist sie heute zu verneinen. Der Hochaltar zu Reinhardsachsen – ein durch je drei Säulen beiderseits des Altarbildes gestützter Barock-Aufbau

¹⁰) Vgl. Lohmeyer (wie Anm. 3), S. 325.



HEILIGER NIKOLAUS(?). Torso einer Sandsteinplastik (Höhe noch 105 Zentimeter), gefunden im Abbruchschutt der nach 1698 abgerissenen gotischen Wallfahrtskirche. Die Gestalt, die fraglos einen Bischof darstellte, zeitlich aber schwierig anders denn als gotisch einzuordnen ist, mag das Portal dieser Kirche geschmückt haben.

mit Putten-Bekrönung – ist eindeutig ein Erzeugnis des 18. Jahrhunderts. Dazu läßt sich in den Kirchenrechnungen nachweisen, daß das Dorf doch noch einen neuen Hochaltar bekommen hatte. Im Rechnungsband von 1729 (jetzt Pfarrarchiv Glashofen) findet sich S. 18 der Eintrag:

Andres Reinhardt schreiner Zu Walldhürn wegen Verfertiger schreiner arbeit in die kirchen gezahlt 36 fl.

Item demselben Von dem hohen alter aufzuschlagen, undt selbigen Zu fernissen Zu Lohn geben 1 fl. 30 kr.

Schreiner Andreas Reinhardt schlug also 1729 einen Hochaltar auf: offenbar den heutigen, da sich in den späteren Rechnungsbänden keine neue, den Hochaltar

betreffende Eintragung findet (allerdings fehlen die Bände 1731–38 und 1743–47). Verfertigt hat ihn Reinhardt indessen wohl kaum. Anzunehmen ist eine Amorbacher Stiftung, die dann in Reinhardsachsen nur mit den Aufstellungskosten zu Buche geschlagen hat und so auch leider die Meister von Schnitzerei und Malerei noch im Dunkeln beläßt. Als später Nebenalte re beschafft wurden, wiederholte sich das gleiche: der Muttergottesaltar ist nur deshalb in den Kirchenrechnungen erwähnt, weil der Amorbacher Maler Franz Andreas Thalheimer 1755 für Faß- und Vergoldungsarbeiten entlohnt wurde. Wohin man aber das Mittelstück des Walldürner Altares tatsächlich verbracht hat, ist zur Zeit noch unbekannt.

Die nach Reinhardsachsen gewanderten Statuen hat der neue Hochaltar dann nicht etwa wieder verdrängt. Sie fanden, farbig gefaßt, beiderseits des Altarbildes (Abendmahlsszene wie in Walldürn) zwischen den aufstrebenden Säulen Aufstellung, während oben in einer Nische eine barocke Figur des Kirchenpatrons St. Jakob plaziert wurde (nach 1900 durch eine zum seligen Bernhard von Baden umfunktionierte Mauritiusfigur auf den zweiten Seitenaltar abgedrängt). Erst gegenwärtiges Stilgefühl hat dann Gotik und Barock säuberlich geschieden und die beiden Figuren auf den freien Wandflächen beiderseits des Altares als Einzelstücke zur Geltung gebracht. Diese Änderung erfolgte 1963, als mit Unterstützung der Denkmalpflege die Reinhardsachsener Kirche durch Restaurator Schulz-Graefe, Schwetzingen, renoviert wurde. Leider hat man damals aber auch sämtliche Farbschichten von den Plastiken abgelöst, statt die älteste Fassung zu konservieren. Ursprünglich war gewiß eine farbige Bemalung vorhanden gewesen.

Ein weiteres Anschauungsstück von der älteren Walldürner Wallfahrtskirche förderte 1971 der Zufall zutage. Die Fundumstände sind zugleich für die Baugeschichte der neuen Kirche von Belang. In seinem Garten hinter der Kirchhofsmauer, die nach Westen das Kirchenareal abschließt, fand Kurt Kempf (Haus Schmalgasse 56) bei Anlage eines Gartenweges in einer Tiefe von etwa 50 Zentimetern eine 105 Zentimeter hohe Sandsteinplastik in Nord-Süd-Richtung waagrecht im Boden liegen, die Rückseite nach oben. Wenn auch beschädigt, war doch deutlich eine Bischofsgestalt erkennbar, eine Heiligenfigur offenbar (Abb. links), deren Fundort in Kirchnähe sofort an einen Zusammenhang mit der Wallfahrtskirche denken ließ. Da das Material Stein ist, hätte die Figur dort am Außenbau, vielleicht an einem Portal stehen können. Daß sie vor einer Wand oder in einer Nische stand, beweist die flüchtig bearbeitete, nur roh abboisierte Rückseite: offensichtlich hatte sich der Bildhauer keine Mühe machen wollen, die sich nicht gelohnt hätte. Prof. Fritz Arens, Kunsthistoriker an der Universität Mainz, bestätigte aufgrund vorgelegter Fotos das vermutete hohe Alter des Stückes: ca. 15. Jahrhundert, während Prof. Hamann, ebenda, sogar das 13. Jahrhundert nicht ausgeschlossen wissen will („weil die Figur so gerade steht und keine seitliche Ausbiegung vorhanden ist“¹¹). Eine exakte Datierung ist bei diesem zwar lokalgeschichtlich wichtigen, jedoch

¹¹) Briefl. Mitteilung von Prof. Dr. Fritz Arens vom 30. 1. 1973, dem für seine Auskünfte hier freundlichst gedankt sei.

„qualitativ geringen Werk“ (Arens) wahrscheinlich nicht zu erreichen. Festzuhalten ist: mittelalterlicher Ursprung. Damit aber läßt sich zwanglos die Herkunft des Stückes von der abgerissenen gotischen Wallfahrtskirche erklären.

Als nach 1698 die Arbeiten zum Neubau begannen, riß man offenbar zuerst das Langhaus nieder; von 1700 liegt eine Nachricht vor, daß der Gottesdienst für die Pfarrgemeinde im engen Oratorium des Kapuzinerklosters gehalten wurde¹²⁾. Der Chor blieb länger stehen, ebenso der Turm, der erst 1714 bis auf die Untergeschosse eingelegt wurde¹³⁾. Mit den Abbrucharbeiten verschwand auch der Außenschmuck der Kirche. Er war gewiß nicht sehr aufwendig, doch ist eine Statue wie die jetzt gefundene am Außenbau vorstellbar. Funktionslos geworden, dazu vielleicht damals schon beschädigt, d. h. ohne Kopf und ohne Hände, muß sie dann als Schutt behandelt und achtlos zur Seite geschafft worden sein. Der Fundort hinter der Kirchhofs- (und zugleich Stadt-)mauer ist dafür bezeichnend. Der Stadtgraben diente immer zugleich als Schuttplatz, und die Halde hinter dem Kirchhof muß entsprechend als Schutthalde genutzt worden sein. Doch dies beim großen Kirchenbau nicht gelegentlich, sondern offenbar mit System. Wie der Finder der Plastik angibt, verdeckt in unmittelbarer Nachbarschaft des Fundplatzes eine Erdschicht von nur Spatenstich-Tiefe Steine, Geröll, Schutt. Gelegentlich fanden sich hier auch schon ornamentierte Steine. Es hat den Anschein, daß ebenda der nicht verwertbare Bauschutt von der alten Kirche samt Resten der figürlichen und ornamentalen Ausstattung abgelagert wurde! Mündliche Überlieferung will wissen, daß seinerzeit über den Kirchhof und die Mauer hinweg ein Holzsteg verlegt gewesen sei, über den Bauschutt in freies Gelände transportiert werden konnte. Und schriftliche Zeugnisse bestätigen, daß der Friedhof hinter der Kirche tatsächlich stark in Mitleidenschaft gezogen war, daß er „gar steinicht“ befunden wurde und das Vieh auf den Gräbern weidete, bis 1730, also nach Abschluß der äußeren Bauarbeiten, eine schon früher begonnene neue Kirchhofsmauer weitergeführt wurde¹⁴⁾. Zuvor dürfte die Schuttbeseitigung ebenda kaum technische Schwierigkeiten bereitet haben. Von dem Lagerplatz aber hat man bisher nichts gewußt, da sich heute dort die Gärten der Schmalgasse erstrecken. Seine Kenntnis scheint zur Baugeschichte nicht uninteressant. Er wird außerdem im Hinblick auf weitere Funde im Auge zu behalten sein.

Bleibt zum Schluß noch zu der Frage Stellung zu nehmen, welcher Heilige da einst an der älteren Wallfahrtskirche dargestellt war. Es war ein heiliger Erzbischof, da er über der Casel das Pallium trägt, Schmuckbinde und liturgisches Amtszeichen der Metropolen. Dazu sind auf der Rückseite die Inful-Bänder der Mitra angedeutet. Bei dem Mangel aller Attribute — abgesehen vom Rest eines Bischofsstabes unter der linken Hand — ist jedoch eine genauere Bestimmung sehr schwer. Man möchte an St. Martin, den Schutzherren der Franken denken. Mehr noch vielleicht an St. Nikolaus, seit dem 13. Jahrhundert in Pontifikalmeßkleidung mit Stab, Pallium und Mitra

dargestellt und auch in Walldürn seit jeher bekannt (Nebenpatron des Altares „Corporis Christi“). Die rechte Hand könnte die drei Goldkugeln gehalten haben (während bei St. Kilian, dem Frankenapostel, dort ein Schwert zu erwarten wäre). Eine gültige Entscheidung steht jedoch dahin. Dennoch hat auch diese Figur als Dokument zur Kunst- und Kulturgeschichte der älteren Wallfahrtskirche zu gelten und ist als solches im Walldürner Heimatmuseum geborgen worden.

¹²⁾ Vgl. Lohmeyer (wie Anm. 3), S. 324.

¹³⁾ Ebenda, S. 338.

¹⁴⁾ Ebenda, S. 359.

ZUM AUTOR: Peter Assion, Dr. phil. und Konservator, leitet bei der Außenstelle Freiburg des LDA das Referat Volkskunde (Badische Landesstelle für Volkskunde).

Ursula Koch: Das fränkische Gräberfeld von Berghausen, Kreis Karlsruhe

Im Codex laureshamensis wird Berghausen als „barchusen in hohenberge“ zum Jahre 771 erstmals erwähnt. Der Name „barchusen“ bedeutet Häuser oder Gehöfte bei den Heustadeln (ahd. *barc*, *parc*, *parah*), vermutlich also eine Siedlung an einem Ort, an dem zuvor nur Scheunen standen. Damit wird angezeigt, daß Berghausen in der Nachbarschaft älterer Dörfer gegründet wurde, und tatsächlich liegt es im Pfinztal ja zwischen Grötzingen und Söllingen, Ortschaften, die beide eine ältere Namenform aufweisen und von denen eine möglicherweise der Mutterort Berghausens gewesen sein mag.

Ein differenzierteres Bild von den Anfängen dieser Siedlung kann nur mit Hilfe der Archäologie gezeichnet werden. Zwar sind die ältesten Häuser durch ständige spätere Überbauung längst zerstört, doch da es in merowingischer und noch in frühkarolingischer Zeit üblich war, die Toten mit ihrem unvererbaren persönlichen Besitz zu bestatten, und es heute möglich ist, diese Grabmitgift wissenschaftlich auszudeuten und zeitlich zu bestimmen, kann das älteste Ortsgräberfeld hier, wie an anderem Ort, als die wichtigste Quelle für Auskünfte über die Anfänge der Siedlung gelten.

Als die katholische Kirchengemeinde Berghausen 1963 auf den Äckern „Hinter dem Dorf“ einen Kirchenneubau plante, bot sich die Möglichkeit, dieses frühe Ortsgräberfeld aufzudecken, dessen Örtlichkeit und beträchtliche Ausdehnung damals bereits bekannt waren. Denn schon 1897 hatte A. Bonnet im fraglichen Bereich bei Sondierungen sieben Steinplattengräber erkannt und ausgegraben. Allerdings war es ihm mit seinem Sondiergerät nicht möglich, während seiner zweitägigen Untersuchungen auch einfache Erdgräber festzustellen.

Es bleibt zu vermuten, daß Bonnet am westwärtigen Rand des Gräberfeldes, nordwestlich der katholischen Kirche und außerhalb der später dann untersuchten Flächen, tätig wurde, denn keines der von ihm aufgedeckten Gräber hat sich bei diesen späteren Untersuchungen erneut auffinden lassen.

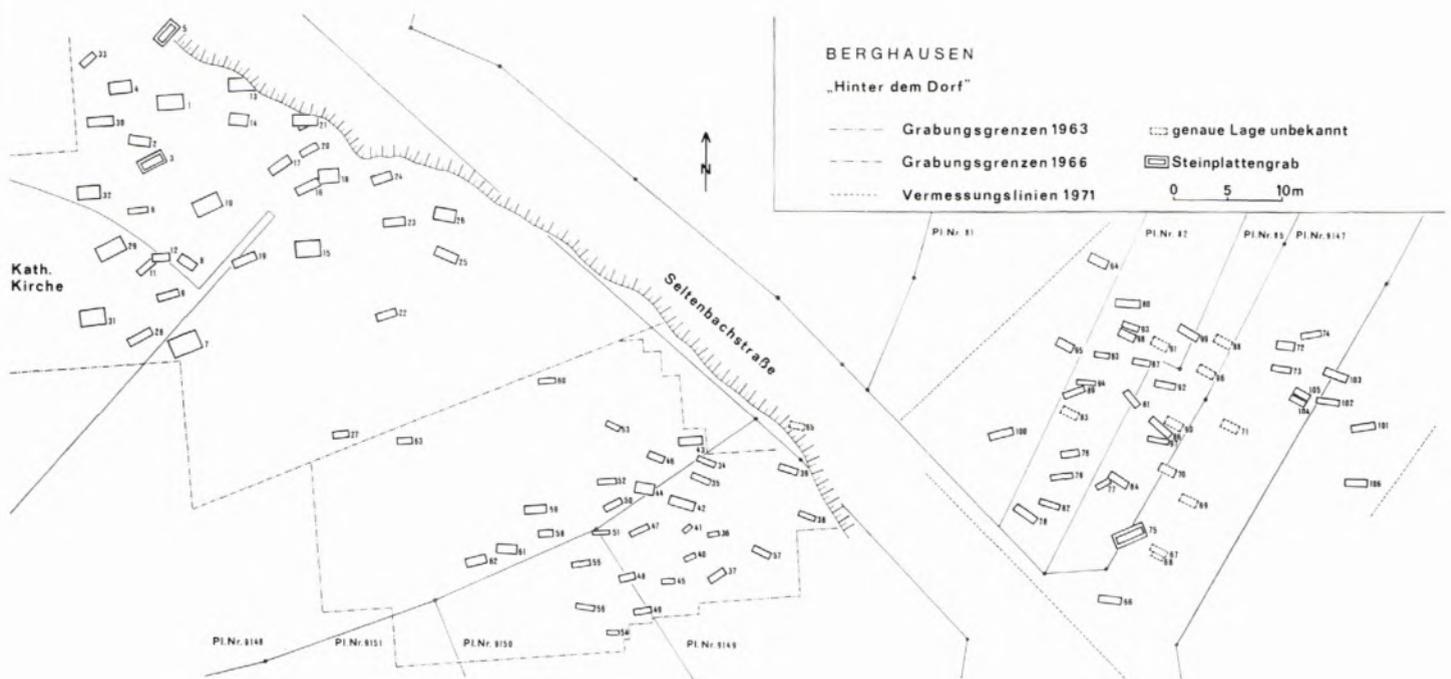
Ein weiterer Hinweis auf die Ausdehnung des Gräberfeldes wurde 1951 gewonnen, als unmittelbar am Ortsrand in einem Hausgarten (vgl. Abb. S. 35 Pl. Nr. 81) ein Grab zerstört wurde, das Grab 64 der heutigen Grabstellenzählung. 1952 zerwühlten Kinder nicht weit davon ein anderes Grab in der Böschung jener Straße, die dem Lauf eines künstlichen Entwässerungsgrabens folgt, dem Seltenbach, der seinerseits wiederum sicher eine ganze Anzahl weiterer Gräber

fortgeschwemmt haben wird. Jedenfalls ist die Gesamtzahl der hier dereinst vorhandenen Gräber auch nach den Ausgrabungen wegen solcher Zufälligkeiten und wegen der recht unregelmäßigen Streuung der Grabstellen (Abb. rechts) nicht einmal annähernd zuverlässig abzuschätzen.

Im Sommer 1963 begann A. Dauber die Untersuchungen in der Hoffnung, das Gräberfeld einmal ganz ausgraben zu können. In dem durch das Kirchenbauvorhaben unmittelbar gefährdeten Bereich legte er 33 Gräber frei. Die angrenzenden Grundstücke wurden damals noch landwirtschaftlich genutzt, doch konnte hier dann im Zuge der Baulandumlegung ab 1966 ebenfalls gegraben werden. Allerdings mußten die 1966 schon aufgenommenen Arbeiten noch einmal wegen dringender Unternehmungen des Denkmalamtes auf 1967 verschoben werden. In der zweiten Kampagne erfaßte K. Eckerle die Gräber 34–63.

Als sich die Gemeinde Berghausen im April 1971 spontan entschloß, die Ringstraße durch die Hausgärten östlich der Seltenbachstraße hindurch mit der Bundesstraße zu verbinden, und dafür die Trasse ausräumen und die angrenzenden Gärten tiefer legen ließ, war es für sorgfältige archäologische Untersuchungen in diesem Bereich zu spät. Im Wettlauf mit den Baumaschinen wurden zwar noch die Gräber 67 bis 106 herausgeholt, aber die Dokumentation mußte teilweise äußerst unbefriedigend bleiben. So konnte P. Mauser selbst für das reich ausgestattete Männergrab 69, das nach Ausweis der aus ihm geborgenen Beigaben von den Baumaschinen kaum ernsthaft erfaßt worden sein kann, weder Angaben zum Befund machen noch eine Planaufnahme fertigen.

Leider stand auch die 1963 und wieder 1967 angewendete Grabungsmethode gegen ein befriedigendes Ergebnis. Statt größere Areale ganzflächig zu untersuchen, wurde mit Sondierungsgräben gearbeitet. Daß die Auffindung der Gräber hierbei häufig mehr dem Zufall zugeordnet bleiben mußte, steht ebenso außer Frage wie die Tatsache, daß in vielen Fällen die zur Untersuchung der angeschnittenen Gräber aufgedeckten Flächen zu klein abgesteckt waren, um die Ausmaße der Grabgruben vollständig erkennen zu lassen. Dabei sind gerade die unterschiedlich großen und oft auffällig breiten Grabgruben für Berghausen besonders charakteristisch und wichtig, weil sich hierdurch eine typisch ostfränkische Bestattungsform (breite Grube mit dem Toten an der nördlichen Grubenwandung und den Beigaben rechterhand neben ihm) anzeigt und mithin auch eine womöglich wichtige



GESAMTPLAN DES FRÄNKISCHEN GRÄBERFELDES VON BERGHAUSEN

Quelle für ethnische Interpretationen, wie sie in diesem fränkisch-alamannischen Grenzgebiet vor allem interessant sind.

Die Zahl der gestörten Gräber ist hoch. Von den 1963 bis 1971 gezählten 104 Grabgruben mit 113 Bestattungen und mindestens 115 Individuen ließen sich 43 Bestattungen als ungestört nachweisen, während 48 bereits in alter Zeit beraubt worden sind. Für die übrigen Gräber fehlen insoweit eindeutige Befunde. 14 der gestörten Gräber enthielten keine Beigaben mehr. Daß sich in den anderen 34 geplünderten Gräbern noch Funde auflesen ließen, verdanken wir einmal dem Umstand, daß die Grabräuber offensichtlich sehr genau wußten, an welcher Stelle sie mit ihrer makabren Arbeit ansetzen mußten, um auf den Teil der Totenliege zu treffen, der die größte Fundausbeute versprach, nämlich auf die Rumpfpattie der Toten, wo in den Männergräbern Gürtelgarnituren und Waffen, in Frauengräbern aber der Schmuck lagen. Zum anderen aber gingen die Plünderer offenbar in großer Eile zu Werk. Jedenfalls war es ihnen nicht immer vergönnt, die Gräber vollständig zu durchwühlen. Deshalb blieben zum Beispiel Sporen und Wadenbindengarnituren oder die neben den Toten in der rechten Grabgrubenhälfte niedergelegten Waffen vor ihrem Zugriff bewahrt. Das keramische Totengut war den Räubern seiner Geringwertigkeit wegen uninteressant.

Die Plünderungen in alter Zeit machen es fast unmöglich, dem Fundmaterial Aussagen über die Bevölkerungsstruktur abzugewinnen. Nur Grab 69, für das alle Planunterlagen fehlen, enthielt noch eine vollständige Waffenausrüstung mit Spatha, Lanze und Sax, dazu einen Saxgürtel mit messingplattierten schmalen Beschlägen und eine bronzene Spathagürtgarnitur. Reste von Spathagürtgarnituren, die stets um die Spatha gewickelt beigegeben wurden, fanden sich

aber noch in zwei weiteren völlig durchwühlten Gräbern. Lanzenspitzen entgingen den Räubern häufiger, nämlich viermal, während drei Exemplare aus ungestörten Gräbern stammen. Von den vier Schildbuckeln wurden drei in geplünderten Gräbern entdeckt, denn Lanze und Schild waren meist außerhalb des Sarges in der rechten Grubenhälfte deponiert. Gürtelgarnituren, die oft den ersten sicheren Hinweis auf die Zeitstellung der Männerbestattungen liefern, konnten in 12 Gräbern geborgen werden. Die ältesten datieren aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, darunter eine breite unverzierte Eisengarnitur sowie eine reich mit geometrischem Muster und Punktbandern tauschierte dreiteilige Garnitur. Damit ist der Beginn der Belegung des Berghausener Gräberfeldes Mitte des 7. Jahrhunderts gesichert.

Die Frauentracht des 7. Jahrhunderts erscheint uns heute als recht bescheiden, weil Stoffe, Bordüren und Bänder nicht erhalten blieben; da machen auch die Berghausener Funde keine Ausnahme. Metallschmuck wurde sparsam verwendet. Fast obligatorisch ist das Ohringpaar aus Bronze oder Silber (Abb. S. 36); seltener kommen Scheibenfibeln mit der für die spätmehringische Zeit typischen Preßblechauflage und den christlichen Motiven vor (Abb. S. 36). Die reichere Frauentracht zierten Gürtelgehänge mit Metallschmuck aus einfachen Ringen, zusammengeketteten bronzenen oder eisernen Stangen. Metallene Wadenbindengarnituren konnten sich im 7. Jahrhundert nur sehr begüterte Frauen leisten; Beinschmuck war so rar, daß es sich für die Grabräuber gar nicht erst lohnte, das Fußende der Gräber zu durchwühlen. Möglicherweise war ihnen auch bekannt, daß nur die in Grab 18 b bestattete Frau solchen seltenen Beinschmuck besaß, denn in diesem Fall waren auch die Unterschenkel herausgerissen. Wenn nicht zufällig zwei typische Stücke der Wadenbindengarnituren (Abb. S. 36) in der Südostecke des Grabes liegengelassen wären, hät-



BRAKTEATENFIBELN AUS GRÄBERN VON BERGHAUSEN. Späteres 7. Jahrhundert. Die große Scheibenfibel mit aufgenietetem Bronzeblech (oben) zeigt zwei stehende Figuren zu Seiten eines mit dem Kreuz gezierten Stabes. Diesen finden wir wieder eingetrieben in das goldene Deckblech der kleinen Fibel links unten, wo er mit zwei bärtigen Köpfen vergesellschaftet ist. Unter dem rechten Kopf erscheint ein Alpha, während das unter dem linken Kopf zu vermutende Omega ausgebrochen, also nicht erweisbar ist. Beides, Kreuzzeichen und griechische Buchstaben, schaffen einen deutlichen Bezug auf das Christentum, wie denn auch bei der dritten Fibel ein solcher Hinweis gegeben ist: Ein Vogel, vielleicht ein stilisierter Pfau oder Adler, wendet den Kopf zurück zu einem kleinen Kreuz.

BEIFUNDE AUS GRÄBERN VON BERGHAUSEN. Links Ohrhänge aus Bronzedraht mit aufgeschobenen blauen, durchscheinenden Glasperlen (Grab 9); rechts eine gravierte bronzene Riemenzunge von einer Wadenbeingarnitur (Grab 18 b).



ten wir überhaupt keine Vorstellung vom ehemaligen Reichtum dieses dem späten 7. Jahrhundert zugehörigen Grabes.

Die Verteilung der Gräber auf dem Bestattungsort ist oft recht aufschlußreich, nicht nur, um die zeitliche Gräberabfolge zu bestimmen. Genaue Beobachtungen lassen vereinzelt Familiengruppen erkennen und ermöglichen eine Rekonstruktion des Belegungsvorganges. Die wichtigste Voraussetzung für diese Untersuchung ist, daß die Gräber vermessen und in einem Plan erfaßt sind. Zwar genügte es P. Mauser, der zu Beginn der Notgrabung 1971 die örtliche Leitung hatte, für die Gräber jeweils einen Punkt einzumessen, so daß die Orientierung und die genaue Lage der Grabstellen nicht festliegen. Für den Gesamtplan mögen diese Angaben jedoch ausreichen.

Die Gräber von Berghausen verteilen sich über eine größere Fläche und bilden drei Gruppen, von denen die östliche in den Hausgärten und die Gruppe in der Mitte etwa gleichzeitig in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts einsetzen, während in der westlichen Gruppe, die am weitesten vom Dorf entfernt liegt, die Belegung erst in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts aufgenommen wird. Aufwendiger ausgestattete Gräber kommen in allen drei Arealen vor, sind aber offensichtlich nicht gleichmäßig verteilt, doch ist das Bild durch die zahlreichen Plünderungen etwas verzerrt. Reichere Gräber des 7. Jahrhunderts sind in der Ostgruppe häufiger, wo das Spathagrab 69 und die ursprünglich auch mit Spatha ausgestatteten Gräber 80 und 92 liegen, dazu das 1951 zerstörte Frauengrab 64 mit einer kugeligen Amulettkapsel, dem Attribut reicher, oft adeliger Frauen. In der Westgruppe, wo besonders viele Gräber der Zeit um 700 und des frühen 8. Jahrhunderts anzutreffen waren, ist besonders das Grab 10 wegen eines zuckerhutförmigen Schildbuckels mit silberplattierten Nieten und einiger silberner Beschläge von Wadenbinden erwähnenswert. Es gehört zu den reichen frühkarolingischen Waffengräbern, die oft als Adelsgräber bezeichnet wurden, was aber für das Berghausener Grab kaum zutrifft.

In Berghausen waren seit der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zwei, später auch drei oder mehr wohlhabende Bauernfamilien ansässig, deren Familienoberhäupter voll bewaffnet waren, während der Edelmetallschmuck ihrer Frauen von wirtschaftlichen Erfolgen zeugt.

ZUM AUTOR: Ursula Koch, Dr. phil., ist als freie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich der Bodendenkmalpflege für das LDA tätig.

Gertrud Wamser: Ein römischer Gutshof bei Bad Rappenau, Kreis Heilbronn

Im Sommer 1972 wurde auf der Gemarkung Bad Rappenau, Ortsteil Zimmerhof, Kreis Heilbronn (damals Kreis Sinsheim), vom Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, ein römischer Gutshof, eine „villa rustica“ ausgegraben. Aus dem Kraichgau und dem angrenzenden Neckarland sind diese römischen Villen gut bekannt. Selten bot sich jedoch die Möglichkeit, eine solche Anlage wie hier in Bad Rappenau gänzlich zu untersuchen.

Die Fundstelle befindet sich auf einem flachen, nach Süden exponierten Hang des „Jungfrauenbergs“ in der Nähe des Kohlhofs. Der Name „Jungfrauenberg“ und die daran sich anknüpfende Sage, daß auf diesem Berg ein Nonnenkloster gestanden haben soll, ließen bereits auf altes Mauerwerk schließen. Dennoch war die Stelle bis heute völlig unbekannt und wurde erst wieder durch die Aufmerksamkeit eines Beamten vom Flurbereinigungsamt Sinsheim entdeckt, der bei einer Begehung eine unnatürliche Erhebung im Hang bemerkte und es dem zuständigen Denkmalamt meldete. Die Oberflächenfunde deuteten auf ein römisches Bauwerk hin. Da der Plan bestand, den Hang zur besseren Nutzung für die Landwirtschaft umzugestalten, war man gezwungen, die Fundstelle vor Beginn der Erdarbeiten zu untersuchen.

Nach den Ausmaßen der an der Oberfläche deutlich erkennbaren Schutzzone rechnete man zunächst nur mit einem kleineren langgestreckten Rechteckbau. Im Verlauf der Grabung zeigte sich, daß es sich hierbei nur um einen, nämlich den zuoberst am Hang gelegenen nördlichen Trakt eines großen rechteckigen Gebäudekomplexes handelte, dessen restliche, tiefer gelegenen Teile erst in jüngerer Zeit durch Terrassierungsmaßnahmen bis zu vier Meter hoch überschüttet worden waren. Davor dürften die Ruinen jedoch lange Zeit offen gelegen haben, da die Mauern bis auf Fundamente ausgebrochen waren und die Steine offensichtlich später anderweitig Verwendung fanden. Aus dieser Zeit mag auch der Flurname „Jungfrauenberg“ stammen.

Die Grabung erbrachte einen im römischen Obergermanien geläufigen Villentyp: eine kleinere rechteckige Anlage mit Innenhof von der Grundform eines Atriumhauses, eine sogenannte Peristylvilla (Abb. S. 39). Der zu erwartende Säulengang im Innenhof war hier jedoch nicht nachweisbar, da die Erhaltungsbedingungen und Beobachtungsmöglichkeiten für Holz in dem schweren Lehmboden ausgesprochen schlecht waren. Immerhin deutet eine zwei Meter breite Gangfläche am Westtrakt des Innenhofs auf einen zumindest teil-

weise vorhandenen Umgang hin; diesen Teil der Anlage hatte man durch eine Aufschüttung auf die Höhe des Nordtrakts gebracht und damit das Gefälle ausgeglichen.

Der gesamte Gebäudekomplex umfaßte offensichtlich sowohl Wohn- als auch Wirtschaftsräume, eine Kombination, die bei diesem Villentyp die Ausnahme bildet. Im allgemeinen liegen die Wirtschaftsräume in separaten Gebäuden etwas abseits. Auch bei der Rappenauer Villa ist mit dem Vorhandensein solcher Nebengebäude zu rechnen. Zu diesen dürfte vor allem ein Bad gehören, das unter einer weiteren, noch nicht untersuchten, an einem Bachlauf liegenden Bodenerhebung nur wenige Meter südöstlich des Hauptgebäudes vermutet wird.

Das Hauptgebäude mißt im Viereck etwa 32 x 23 Meter, sein Wohnteil umfaßt den Süd-, den West- und den westlichen Nordtrakt. Die Wohnräume waren an der sorgfältigen Mauertechnik, dem Vorhandensein eines Estrichbodens, von Wandverputz und einem Ziegeldach kenntlich. Der Osttrakt und der östliche Teil des Nordtrakts dürften Wirtschaftsräume enthalten haben; hier waren die Mauern weit weniger sorgfältig gebaut, Estrichboden, Wandverputz und Ziegeldach fehlten. Im Osten war ein 12 x 5 Meter großer Raum angebaut, der offensichtlich als Küche diente, da sich dort eine Herdstelle befand und daneben eine gemauerte Ausgußrinne, in deren Verlängerung sich hangabwärts ein großer Abfallhaufen anschloß, der vorwiegend aus Speiseresten, d. h. gekochten Knochen u. ä. bestand. In der Südostecke des Innenhofs wurde ein dreieggliederter Einbau aufgedeckt, der vermutlich als Vorratsraum diente.

Im südlichen Wohntrakt fanden sich noch geringe Reste einer Hypokaustheizung. Im Südosten schloß sich der zugehörige Feuerungsraum in einem leicht aus der Fassadenflucht vorspringenden Eckkrisalit an. Die beheizten südlichen Teile der Villa dürften die Haupträume mit der größten Ausdehnung gewesen sein. Reste von Zwischenmauern fehlen fast völlig, lediglich die Lage der abgefallenen verschiedenartigen Wandverputzstücke läßt auf zwei bis drei Gemächer schließen.

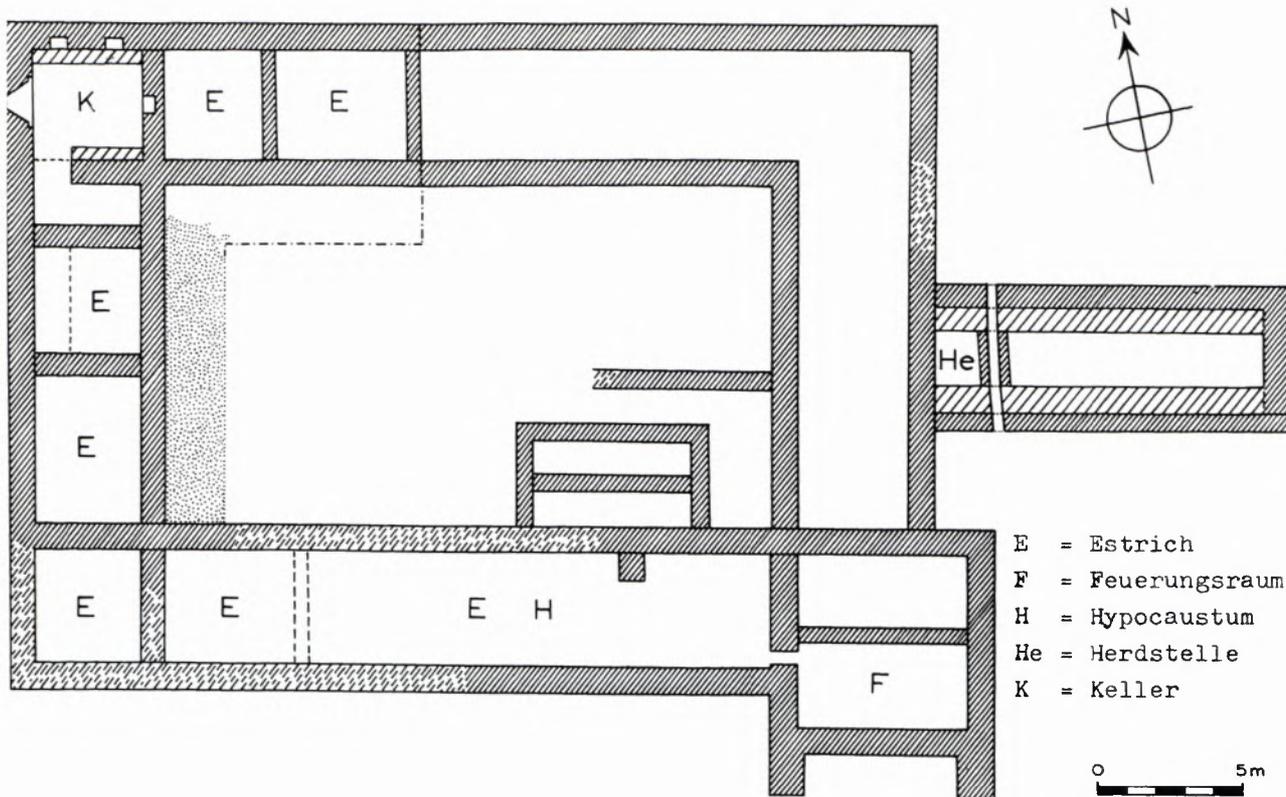
Besondere Aufmerksamkeit verdient der Keller, der in der Nordwestecke des Gebäudes inmitten des Wohntrakts lag (Abb. S. 38 und S. 39). Da er unterirdisch angelegt worden war, waren noch größere Teile der aufgehenden Wände erhalten. Deutlich erkennbar waren noch die teilweise zerstörten Wandnischen und



BLICK VON OSTEN ÜBER DAS GRABUNGSAREAL. Der um einen langrechteckigen Innenhof vierflügelig gruppierte Gebäudekomplex der villa rustica (vgl. den Grundriß rechts) faßte Wohn- und Wirtschaftsräume in sich zusammen. Vorne rechts Reste eines mutmaßlichen Küchenbaus mit Herdstelle und gemauerter Wasserausgußrinne.

ÜBERRESTE VOM KELLER DER VILLA RUSTICA. Das aus kleinformatigen Handquadern sorgsam gefügte Kellergemäuer stand noch bis zu zwei Meter hoch an. In der Rückwand eine der insgesamt drei festgestellten Nischen, deren schließende Keilsteinbogen randseitig mit grüner Farbe gehöht waren, während die weiß vermörtelten Stoß- und Lagerfugen des Gemäuers rote Fugstriche erhielten.





GRUNDRISS DES HAUPTBAUES DER VILLA RUSTICA. Die schraffierten Mauerzüge waren durch Mauerreste, die unterbrochen gestrichelten nur noch durch die Fundamentgräben nachweisbar.

BRONZENE FRAUENBÜSTE. Höhe 6 Zentimeter



ein Lichtschacht. Die Fugen der sorgfältig zugerichteten und gemauerten Steine waren, ähnlich wie bei den benachbarten kleineren Wohnräumen des West- und Nordtrakts, mit rotem Fugenstrich verziert. Die Keilsteinränder der Kellernischen waren zusätzlich grün ausgemalt. Ein solch schöner Keller dürfte schwerlich nur reiner Vorratsraum gewesen sein, sondern könnte darüber hinaus auch kultischen Zwecken gedient haben. Zahlreich in diesem Gebiet gefundene sogenannte „Kellertische“, denen ebenfalls eine solche Funktion

zugesprochen wird, legen es nahe. Zwei Steinbänke an der Nord- und Südseite des Kellers scheinen diese Deutung ebenfalls zu stützen.

Die Fundausbeute war sehr gering. Hervorzuheben ist vor allem die kleine bronzenene Frauenbüste (Abb. links) aus dem Schutt des Südtrakts. Nur vereinzelt reichte das geborgene Scherbenmaterial dazu aus, Gefäße vollständig zu rekonstruieren; diese stammen allesamt aus den Wirtschaftsräumen. Die Masse der Scherben, fast ausschließlich grobe Gebrauchskeramik, fand sich in dem Küchenabfall und in einer Grube neben dem Keller.

Die insgesamt spärliche Fundmenge könnte auf eine planmäßige Räumung des Gebäudes hindeuten. Im Bereich der gesamten Ruine lag eine dünne Brandschicht. Ob sie ursächlich mit dem Verlassen des Hauses im Zusammenhang steht, konnte nicht geklärt werden. Die erste Durchsicht der Funde legt eine Datierung in die 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts und den Anfang des 3. Jahrhunderts nahe.

Dieser einfache Villentyp ist, wie eingangs erwähnt, im südwestdeutschen Hinterland des Limes üblich. Er ist nicht mit den großen Villen zu vergleichen, wie sie vor allem im Trierer Land und im Schweizer Mittelland auftreten. Die Besitzer waren sicher keine eigentlichen Gutsherren, sondern kleine Bauern, die wohl zur Versorgung der römischen Grenztruppen beitrugen; unter ihnen darf man sicherlich auch angesiedelte Militärveteranen vermuten.

ZUM AUTOR: Gertrud Wamser, Dr. phil., ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung Bodendenkmalpflege bei der Außenstelle Karlsruhe des LDA tätig.

Kleine Arbeitsberichte

Peter Schubart

(LDA · Karlsruhe)

Die veränderte Umgebung der katholischen Kirche im Ortsteil Mühlhausen der Gemeinde Tiefenbronn, Enzkreis

Das alte Mühlhausen, reizvoll im Tal der Würm gelegen, hat sich im Jahre 1972 der benachbarten Gemeinde Tiefenbronn angeschlossen und trägt jetzt deren Namen. Wir sind in der Nähe des berühmten „Tiefenbronner Altares“, in einer liebenswerten Kunstlandschaft mit einigen Perlen der Kunst und vielen Edel- und Halbedelsteinen; die gepflegten Orte werden immer wieder gern besucht.

Mühlhausen hat, neben der spätmittelalterlichen Tiefburg im Wiesengrund der Würm, der mittelalterlichen katholischen Kirche und der evangelischen Kirche des jungen Heinrich Hübsch ein ländliches, in sich geschlossenes Ortsbild bewahrt. Die geschwungenen Straßen führen uns vorbei an alten Bauten zum Mittelpunkt des kleinen Ortes bei der katholischen Kirche, die mit ihrem schlanken Turm und einer besonders gefälligen Umgebung in der Mittelstraße dominiert.

Von der seit dem vorletzten Jahr leider veränderten Umgebung der Kirche soll hier näher berichtet werden; auch von den Ursachen dafür.

Den Blick bergauf zur Kirche, so wie er bis 1969 sich darbot, zeigt uns die Abb. S. 41: Wir sehen das spätbarocke Kruzifix vor der gerundeten Natursteinmauer mit dem Treppenaufgang zur Kirche, 2 Lindenbäume daneben und seitlich das hohe Dach eines Fachwerkhäuses. Dieses stattliche Fachwerkhaus von der Haupt- schauseite, von Süden her betrachtet zusammen mit dem Beinhaus links daneben an der Kirchhofmauer, zeigt Abb. S. 41; auch hier ein glückliches Miteinander von Kirche, umgebenden Bauten und Mauern.

Das im 18. Jahrhundert erbaute Fachwerkhaus wurde 1970 ein Raub der Flammen und konnte nicht wieder

aufgebaut werden. Bei einem dienstlichen Besuch in Mühlhausen ergab sich dann, daß auch westlich der Kirche am Treppenaufgang zum Friedhof eine Umgestaltung drohte. Ein Neubaugebiet unweit der katholischen Kirche forderte gebieterisch eine ausreichend breite Erschließungsstraße: die bisher schmale, wenig befahrene Kirchenstraße sollte als Zufahrt ausgebaut und verbreitert werden. Hierzu heißt es im Aktenvermerk der Denkmalpflege vom Dezember 1970 kurz und bündig „... in der Trasse der auszubauenden Straße steht das barocke Kruzifix, hier mündet auch die Zugangstreppe zum Kirchenvorplatz.“ Kreuz, Treppe und Linden sind im Weg, die Mauer baufällig, eines der schönsten Ortsbilder des alten Kreises Pforzheim ernsthaft in Gefahr.

Diese drohende Entwicklung konnte jedoch durch das gemeinsame Bemühen aller Beteiligten aufgehalten werden. Dem Gemeinderat mit seinem damaligen, inzwischen verstorbenen Bürgermeister Köhle, dem Ortspfarrer, dem stets kompromißbereiten Ingenieurbüro Fröhlich aus Karlsruhe und der Baufirma Wolff und Müller aus Pforzheim kommt das entscheidende Verdienst zu, daß schließlich mit der behutsamen Umgestaltung der Kirchenumgebung eine zwar veränderte, aber auch den Bauhistoriker noch befriedigende Lösung gefunden wurde.

Die Natursteinmauer, die Linden, das Beinhaus südlich vor der Kirche blieben erhalten, das Mauerwerk wurde von hervorragenden Fachkräften ausgebessert, zum Teil auch neu errichtet. Das Kreuz von 1770 erhielt einen sinn- und wirkungsvollen neuen Standplatz vor dem Giebel des Beinhauses. Diesem gab man anstelle des unschönen Pultdaches ein neues Satteldach, so daß dieses kleine Gebäude aus dem 16./17. Jahrhundert nun wieder harmonisch in den Mauerzug eingebunden ist.

Die Mauer und das im Grundriß fast quadratische Beinhaus bildeten vermutlich Teile eines befestigten mittelalterlichen Kirchhofes. Auch der Kirchturm war zur Verteidigung ein-

gerichtet, wie die Schießscharten, z. T. sind es Schlüsselscharten, zeigen.

Bei den Abrissarbeiten an der nordwestlichen Ecke der Umfassungsmauer, die in die verbreiterte Kirchenstraße hineinragte, trat ein unregelmäßig viereckiges Mauerwerk mit 1,60 Metern starken Wänden zutage, das zu einem turmartigen, innen offenbar verputztem Einbau – vielleicht einem Vorratshaus – gehört haben dürfte und nicht im Verband mit dem schwächeren Mauerzug stand. Es wurde abgetragen, ist jedoch an der einspringenden Nordwestecke der Mauer noch ablesbar. Im Süden war die Mauer teilweise 4 Meter hoch, das Obergeschoß des Fachwerkhäuses war auf die Mauerkrone aufgesetzt. Aus statischen Gründen mußte die Höhe dieser Mauer jedoch verringert werden.

Eine Wiederbebauung des Grundstücks südlich vor der Kirche an der Stelle des alten Fachwerkhäuses war anfänglich beabsichtigt. Die Gemeinde konnte jedoch das Grundstück erwerben, um es von einer vielleicht später störenden Bebauung freizuhalten. Der Gedanke, das freie Grundstück mit Parkplätzen zu belegen, wurde glücklicherweise nicht lange erörtert.

Die Gemeinde wird den Entschluß, hier an dieser Stelle den gegebenen Ortsmittelpunkt weiter auszubauen und eine kleine Grünanlage mit Sandkasten und Bänken anzulegen, nicht bereuen; noch ist die Anlage nicht vollständig, der Ausbau der Grünanlage nicht ganz abgeschlossen, noch wartet das Giebelhaus Mittelstraße Nr. 16 an der Innenseite der Straßenbiegung neben anderen Fachwerkhäusern auf die Freilegung des Fachwerks; die Gemeinde wird auch das noch erreichen. Aber das Bild rundet sich schon jetzt zu einer neuen glücklichen Gesamtlösung, in die sich der nun geschaffene weitere Zugang zum mauerumfriedeten Kirchenbereich von Süden mit dem schlichten, schmiedeeisernen Gitter, gefertigt vom örtlichen Kunstschmied Josef Geisel nach Entwurf des Erzbischöflichen Bauamtes, glücklich einfügt.



Blick von Westen auf die katholische Kirche. Zustand bis 1969.



Blick von Süden auf Kirche, Beinhaus (links) und 1970 abgebranntes Fachwerkhaus.

Der neugestaltete Friedhofeingang mit neu verdachtem Beinhaus und dem umgesetzten Kruzifix (1971).



Dietrich Lutz

(LDA · Karlsruhe)

Vier tönernerne Ofenplatten des 16. Jahrhunderts aus Eggenstein, Kreis Karlsruhe

Wenn nachfolgend versucht wird, statt eines der in diesem Nachrichtenblatt sonst üblichen Berichte über Restaurierungen oder Ausgrabungen die Darstellung einer Gruppe von Einzelgegenständen zu geben, so hat dies besonderen Grund. Im Rahmen der Arbeit von Archäologie des Mittelalters und Bodendenkmalpflege spielen Einzelfunde und die von ihnen vermittelten historischen Auskünfte immer wieder eine große Rolle. Deshalb liegt uns viel daran, das Interesse der Leser zu wecken für diese oft unscheinbaren Gegenstände, die bei Baumaßnahmen oder dergleichen nur allzuleicht vernichtet werden. Da die Zahl der Denkmalpfleger viel zu gering ist, um auch nur alle diejenigen Baumaßnahmen überwachen zu können, bei denen der begründete Verdacht auf Funde besteht, sind wir in starkem Maße auf die Mithilfe interessierter Bürger angewiesen. Durch ihren Einsatz und ihre Aufmerksamkeit wurde bereits mancher bedeutende Fund vor dem Untergang bewahrt, und die im folgenden geschilderten Ofenplatten sind dafür ein gutes, wenn einstweilen auch seltenes Beispiel.

Im Jahre 1966 konnte Herr Knobloch aus Eggenstein, Kreis Karlsruhe, beim Abbruch einer Scheune ebenda vier gut erhaltene Ofenplatten sicherstellen, die, teilweise von Putz und Tünche überdeckt, über dem Torbogen in die Wand eingelassen waren. Das Baumaterial für diese Scheune, die um 1890 errichtet wurde, stammte großenteils von einem Hausabbruch in Karlsruhe-Mühlburg, der etwa zwischen 1880 und 1890 anzunehmen ist.

Da es sich bei den vier Platten um Stücke von überdurchschnittlicher Qualität handelt, sollen sie im folgenden etwas ausführlicher beschrieben werden. Sie sind alle zwischen 32 und 33 Zentimeter hoch und 19 bis 21 Zentimeter breit, während ihre Stärke 2,3 bis 3,4 Zentimeter beträgt. Das eingetiefte Bildfeld wird von einem ca. 1,7 bis 3 Zentimeter breiten Rahmen umgeben. Die Platten sind unglasiert, von gelblichweißer Farbe und oxydierend hart gebrannt. Ihre Vorderseite ist größtenteils mit einer Art weißlicher Tünche überzogen, unter der an einigen Stellen Reste einer mittel- bis dunkelbraunen Farbe oder Inkrustierung durchscheinen, von denen jedoch nicht sicher ist, ob sie von einer ursprünglichen Fassung herrühren oder erst bei der sekundären Verwendung der Platten

hinzukamen. Die Magerung des sorgfältig aufbereiteten Tones besteht aus feinem Sand von einer Korngröße bis 0,5 Millimeter. Der Plattenrand und die Rückseite sind sorgfältig glattgestrichen; außer einigen kleinen Beschädigungen an den Rändern sind die Platten gut erhalten.

Die Platten sind vermutlich in Holz- oder Tonmodellen hergestellt worden, die sehr sorgfältig gearbeitet und offenbar noch nicht sehr lange in Gebrauch waren, da sich alle Feinheiten der Modellierung sauber im Lehm abgedrückt haben. Die bildlichen Darstellungen, die jeweils in einem portikusartigen Bogen stehen, zeigen im einzelnen folgendes:

1. H. van Gvlig (Abb. S. 43 oben links)

Unter einem Portikus aus zwei kannelierten Pilastern und darübergespanntem Bogen mit Eier- und Perlstabverzierung steht, nach rechts schreitend, eine geharnischte Ritterfigur mit einem Barett auf dem Kopf. Die rechte Hand, die auf die Hüfte gestützt wird, hält eine Schriftrolle, während die Linke den Schwertknauf umfaßt. Neben dem linken Bein steht ein Helm mit aufgeklapptem Visier. Die Details der Rüstung sind bis ins einzelne dargestellt, ebenso erscheint das Gesicht des bärtigen Mannes sorgfältig modelliert, weshalb ich annehme, daß der Künstler eine portraitmäßige Darstellung zumindest versucht hat. Dies wird unterstützt durch das über dem Kopf des Dargestellten angebrachte Schriftband mit einer Inschrift in erhabenen Majuskeln: H. VAN GVLIG 1566. In den Zwickeln zwischen Boden und Kachelrand befindet sich je eine Tulpe mit perlchnurartigem Fruchtstand.

2. Wappen von Jülich-Kleve-Berg (Abb. S. 43 oben rechts)

Der äußere Aufbau dieser Platte entspricht genau dem unter Nr. 1 geschilderten. An die Stelle des Ritters H. v. Gvlig tritt jedoch hier das plastisch herausgearbeitete Wappen des Herzogtums Jülich-Kleve-Berg mit den zugehörigen Verzierungen. Über dem Wappen befindet sich in einer rollwerkverzierten Kartusche die erhabene zweizeilige Inschrift: GVLIG/1566.

3. Kaiser Maximilian II. (Abb. S. 43 unten links)

Unter einem Portikus, dessen Säulen ähnlich wie bei Nr. 4 mit Atlanten geschmückt sind, während der darübergespannte Bogen als Ziermotiv zwei geflügelte, mit den Hinterbeinen ineinander verknottete Fabeltiere hat, steht in der Mitte, nach rechts blickend, die Figur des Kaisers in Brustharnisch und Pluderhosen, mit einer einfachen Krone auf dem Kopf. In der rechten Hand hält er eine Art

Ball, dessen Bedeutung sich nicht aus der Darstellung ersehen läßt. Ähnlich verhält es sich mit einem länglichen Gegenstand in der linken Hand des Kaisers. Neben dem linken Fuß steht ein Helm mit Federbusch und geschlossenem Visier. Innerhalb der Bogenrundung verläuft zwischen zwei Leisten ein Band mit der erhabenen Inschrift in Majuskeln: MAXIMILIAN · II · KEISER. Zu Füßen der Figur befindet sich in einer Rollwerkkartusche die Jahreszahl 1567. Da diese Darstellung gegenüber den bisher besprochenen in den Details weniger genau und sauber ausgeführt ist, scheint der Künstler hier keinen Wert auf portraitähnliche Darstellung gelegt zu haben.

4. Pfalzgraf (Abb. S. 43 unten rechts)

Unter einem Portikus aus atlantengeschmückten Pilastern mit einem Bogen, der mit Rankenwerk und Eierstab verziert ist, steht auf einer etwas angerauhten Standfläche ein face eine männliche Figur. Sie ist mit Mantel und Pluderhosen bekleidet und scheint an den Ober- und Unterschenkeln Beinschienen zu tragen, während die Füße von etwas plumpen, verzierten Schuhen bedeckt sind. In der rechten Hand, halb auf den Unterarm gelegt, hält die Figur einen Reichsapfel während sie in der Linken ein aufgerichtetes Schwert trägt. Ob das von einem wallenden Vollbart umrahmte Gesicht Portraitcharakter haben soll, kann nicht entschieden werden, ist jedoch, nach der verhältnismäßig sorgfältigen Ausführung zu schließen, nicht von der Hand zu weisen. Den Kopf bedeckt ein geschwungenes Barett. Links und rechts des Kopfes befindet sich zwischen zwei Leisten ein Band mit der erhabenen Inschrift in Majuskeln: PFALSGRAF. Zu Füßen der Figur steht in einer Kartusche, wie sie von Renaissanceepitaphien her bekannt ist, die Jahreszahl 1557. Die Zwickel zwischen Bogen und Kachelrand werden von zwei nackten Figürchen ausgefüllt, die auf posaunenartigen Instrumenten blasen.

Alle vier Platten sind sehr sorgfältig gearbeitet und weisen auf einen Künstler hin, der sein Handwerk beherrschte. Die Stücke sind in verhältnismäßig tiefem Relief gearbeitet, was auf die Verwendung eines Holzmodells bei der Herstellung der Platten schließen läßt. Nach Rosemarie Franz (Der Kachelofen – Entstehung und kunstgeschichtliche Entwicklung vom Mittelalter bis zum Ausgang des Klassizismus, Graz 1969, S. 89 mit Abb. 256 und 257) kommt für die Herstellung dieser Platten am ehesten ein Kölner Hafner namens Anton Wenendal in Betracht, aus dessen Werkstatt ein weiteres Stück mit dem Bildnis des H. van Gvlig im



1. H. van Gvlig. 1566



2. Wappen von Jülich-Kleve-Berg. 1566



3. Kaiser Maximilian II. 1567



4. Pfalzgraf. 1557

Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe existiert. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir die in Eggenstein geborgenen Stücke auch dieser Hafnerwerkstatt zuweisen. Ob Anton Wenendal auch die Model für seine Platten selbst hergestellt oder von einem Bildhauer bezogen hat, konnte bislang nicht festgestellt werden.

Abschließend noch einige Worte zu der Frage, wie diese Ofenplatten von Köln in die Scheune von Eggenstein

gelangten. Am meisten Wahrscheinlichkeit besitzt der Gedanke, diese Platten könnten zunächst für die Ausstattung des Schlosses Mühlburg bestimmt gewesen sein, welches der 1577 verstorbene Markgraf Karl II. zu seiner Sommerresidenz wählte, nachdem er dort ab 1555 einen größeren Bau hatte aufführen lassen. Im Zuge dieser Baumaßnahmen wird man auch Öfen errichtet haben, für deren Herstellung die beschriebenen Platten verwendet wurden. Nach der

Zerstörung des Mühlburger Schlosses im Jahre 1689 sind möglicherweise Teile der Innenausstattung, soweit sie noch brauchbar waren, von Mühlburger Bürgern weggeschafft und in den eigenen Häusern wieder verwendet worden. Der Weg von Mühlburg nach Eggenstein wurde bereits eingangs beschrieben.

Die Platten befinden sich jetzt im Besitz von Herrn Knobloch in Eggenstein, dem wir für die Möglichkeit, sie zu veröffentlichen, danken.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

Stadtverwaltung Schwäbisch Gmünd 3, 4, 6 (unten), 7–9, 11, 12, 14, 15 (unten), 16, 17; LDA-Freiburg 29–32; LDA-Karlsruhe 18–27, 35, 36, 38, 39, 41, 43; LDA-Stuttgart Titelbild (Foto Sauer), 5, 6 (oben), 13, 15 (oben)

Die gezeichneten Vorlagen fertigten:

LDA-Karlsruhe 19, 35, 39

DIE DIENSTSTELLEN

des

LANDESDENKMALAMTES

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen. Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes sind:

ZENTRALSTELLE STUTT GART

– Amtsleitung und Verwaltung –

(zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3
Telefon (07 11) 2 02/25 38

Archäologie des Mittelalters

7000 Stuttgart 1 · Teckstraße 56
Telefon (07 11) 29 94 01/App. 64

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

7000 Stuttgart 1 · Schillerplatz 1
Telefon (07 11) 24 93/2 94

Volkskunde (Württ. Landesstelle)

7000 Stuttgart 1 · Alexanderstraße 9 A
Telefon (07 11) 2 02/21 33

AUSSENSTELLE FREIBURG

(zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Dienststellenleitung und Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7800 Freiburg i. Br. · Colombistraße 4 · Telefon (07 61) 3 19 39

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

7800 Freiburg i. Br. · Adelhauserstraße 33
Telefon (07 61) 3 27 19

Volkskunde (Badische Landesstelle)

7800 Freiburg i. Br. · Schwaighofstraße 13
Telefon (07 61) 7 40 11

AUSSENSTELLE KARLSRUHE

(zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Dienststellenleitung und sämtliche Abteilungen

7500 Karlsruhe · Karlstraße 47 · Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

AUSSENSTELLE TÜBINGEN

(zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- und Kunstdenkmalpflege)

7401 Bebenhausen · Hauptstraße 50
Telefon (0 71 22) 2 29 04 und 8 28 31

Abt. II (Bodendenkmalpflege) und
Archäologie des Mittelalters

7400 Tübingen · Schloß/Fünfeckturm
Telefon (0 71 22) 2 29 90

BUCHVERÖFFENTLICHUNGEN

des

LANDESDENKMALAMTES BADEN-WÜRTTEMBERG

Denkmalpflege ist nicht einfach Kunstpflege. Selbst dort, wo sie vordergründig solche Kunstpflege betreibt, bleibt sie in mannigfacher Weise der Wissenschaft verbunden. Geht doch die praktische Pflege der Kulturdenkmale allemal aus von Erkenntnissen, die von den Kunstwissenschaften, aber auch von den Natur- und einigen benachbarten Hilfswissenschaften erarbeitet wurden und unerlässliches Rüstzeug einer tauglichen Denkmalpflege sind. Zum anderen stellt diese durch Betreuung und Bewahrung der Kulturdenkmale nicht nur das unabdingbare Material sicher für Arbeit und Forschung vorab der Kunstwissenschaften, sondern sie wird durch ihre Tätigkeit unmittelbar an den Objekten oft genug selbst zur Grundlagenforschung. Dies vor allem in den Disziplinen, die bei ihrem konservatorischen Bemühen in unerforschtes Neuland eindringen müssen: die Bodendenkmalpflege und die Archäologie des Mittelalters.

Mit „Forschungen und Berichten“ legt das Landesdenkmalamt in Buchform Zeugnis ab über den wissenschaftlichen Ertrag auf dieser Seite seiner Tätigkeit. Die Arbeit auf anderen Aufgabengebieten und ihre Ergebnisse werden vorgestellt durch reich bebilderte, regional ausgerichtete Kunst- und Denkmalinventare, durch monographische Abhandlungen zu Einzelobjekten oder begrenzten Themenbereichen und durch Fundberichte.

Es sind erschienen:

ROLF DEHN

DIE URNENFELDERKULTUR IN NORDWÜRTTEMBERG

Band 1

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg
135 Seiten Text · 35 Bildtafeln · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

•

EDUARD M. NEUFFER

DER REIHENGRÄBERFRIEDHOF VON DONZDORF

Band 2

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg
131 Seiten Text · 85 Bildtafeln · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

•

GÜNTHER P. FEHRING

UNTERREGENBACH KIRCHEN · HERRENSITZ · SIEDLUNGSBEREICHE

Band 1

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Textband 311 Seiten · Tafelband 117 Bildtafeln
Kassette mit 84 Bild- und Textbeilagen · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

•

Bezugsnachweis beim Buchhandel oder den Dienststellen des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg
